

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Friedhelm Rudersdorf

## **Dora Rappard**

**Die Mutter von St. Chrischona**



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

---

---

# Dora Rappard

(1842—1923)

Der Lebensweg Dora Rappards ist in mehr als einer Hinsicht bedeutungsvoll. Das Blut- und Geisteserbe gläubiger Ahnen ist in ihrem Leben wirksam geworden und hat sich durch ihre eigene klare Entscheidung für Jesus Christus in der mannigfaltigsten Weise segensreich ausgewirkt. Als Tochter des späteren Bischofs von Jerusalem, Samuel Gobat, auf der Insel Malta geboren, erlebte sie früh eine klare Bekehrung, durch die sie auch bald in den Dienst für den Herrn gestellt wurde. Ihre Lebensaufgabe sollte sie aber an der Seite von Carl Heinrich Rappard, dem Leiter der Pilgermissionsanstalt St. Chrischona bei Basel, finden. Hier wurde sie die „Mutter von St. Chrischona“, eine wahre Gehilfin ihres Mannes in dem weitverzweigten Werk der Pilgermission. Daneben entwickelte sie die ihr vom Herrn besonders geschenkte Gabe und wurde eine für die ganze Gemeinschaftsbewegung charakteristische Schriftstellerin und Dichterin. Das vorliegende Lebensbild bietet durch die Einbeziehung grundsätzlicher Ausführungen gleichzeitig — über das rein Biographische hinaus — eine Legitimation des vielgeschmähten Pietismus.

---

---

*Dir,  
der Enkelin,  
und unsern Kindern*

# Dora Rappard

Die Mutter von St. Chrischona

Von

Friedhelm Rudersdorf



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 103/104 der Sammlung  
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALTSVERZEICHNIS

Zur Einführung . . . . .	5
<i>Spuren seiner Gnade</i> . . . . .	7
Vom Ahnenerbe . . . . .	7
Die Familie Gobat . . . . .	10
Die Familie Zeller . . . . .	12
Die Familie Rappard . . . . .	17
<i>Blüten des Mai</i> . . . . .	21
Das Elternhaus . . . . .	21
Bildungsjahre . . . . .	28
„O Wort des Lebens! Hier kann mein Glaube ruhn . . .“ . . . . .	31
Erster Dienst . . . . .	35
Brautzeit . . . . .	41
<i>Früchte des Sommers</i> . . . . .	48
Die Gehilfin des Mannes . . . . .	48
Der Ruf nach St. Chrischona . . . . .	51
„Wenn Gottes Winde wehen . . .“ . . . . .	54
Geheiligter Dienst . . . . .	66
<i>Kräfte des Herbstes</i> . . . . .	72
„Du aber bleibest . . .“ . . . . .	72
Hoffnungsfrohes Alter . . . . .	75
„Ich will von deinen Wundern singen“ . . . . .	79
„Sprich du zu mir!“ . . . . .	84
<i>Ewigkeit im Herzen</i> . . . . .	89
„ . . . das Allerbeste steht uns noch bevor“ . . . . .	89
Dienen und Warten . . . . .	93

Copyright 1956 by Brunnen-Verlag, Gießen

Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg a. d. L.

## Zur Einführung

Wenn hier dem ausführlichen Lebensbild Dora Rappards\* eine kurze Darstellung ihres Lebens und Wirkens hinzugefügt wird, so geschieht das, weil der Verlag meinte, daß auch in die Reihe der „Zeugen des gegenwärtigen Gottes“ eine Kurzbiographie der St. Chrischona - Mutter hineingehöre. Jedoch würde dieser Wunsch allein noch nicht das Erscheinen des vorliegenden Bändchens rechtfertigen. Der tiefer liegende Grund für diese Lebensbeschreibung dürfte vielmehr darin gesehen werden, daß Dora Rappard eine für die ganze Gemeinschaftsbewegung charakteristische Schriftstellerin und Dichterin gewesen ist. Angesichts aller Kritik von außen, die die Gemeinschaftsbewegung für veraltet erklärt, und der eigenen Besinnung auf ihre Aufgabe gilt es, auf das Zeugnis der wegweisenden Gestalten zu hören, durch die Gott noch redet, wiewohl sie gestorben sind.

Daß dabei im Rahmen der „Zeugen“-Reihe die theologisch-wissenschaftliche Würdigung Dora Rappards zu kurz kommen muß, dürfte sich aus dem Ort ergeben, an dem dieser Lebensabriß erscheint.\*\* Aber das hat auch sachliche Gründe. Uns fehlt noch eine grundlegende Arbeit über die pietistische Frömmigkeit nicht nur der neuen, sondern auch der alten Zeit. Auch die vorliegende Darstellung kann höchstens den Anspruch erheben, eine Vorarbeit zu einer umfassenderen Beurteilung zu sein.

---

\* E. Veiel-Rappard: Mutter. Bilder aus dem Leben von Dora Rappard-Gobat. Brunnen-Verlag, Gießen.

\*\* Aus diesem Grunde konnte auch auf einen Literaturnachweis verzichtet werden; der mit der einschlägigen Literatur Vertraute wird ohnedies merken, wo sie dankbar benutzt wurde, aber auch wo eine kritische Auseinandersetzung vorliegt, selbst wenn dies nicht ausdrücklich vermerkt ist.

Möge dieser Versuch, das Lebensbild einer Mutter der Gemeinschaftsbewegung darzustellen, dazu beitragen, das Anliegen des Pietismus zu erkennen! Vielleicht erweist es sich, daß der vielgetadelte Pietismus zeitgemäßer und auch neutestamentlich unanfechtbarer ist, als es die augenblickliche Lage erkennen läßt.

In einem ihrer letzten Bücher, „Frohes Alter“, das nicht nur unter dem Vorzeichen christlicher Sterbeweiseheit steht, sondern in dem sie unser kreatürliches Leben als Schöpfungsgnade verstehen lehrt, schaut Dora Rappard im Eingangskapitel zurück auf die natürlichen Lebensstufen. Da macht sie es groß, was das heißt: „Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott“, der uns sein Herz in Christus erschlossen hat, so daß wir seinen Namen auf Erden durch unser Leben preisen dürfen. „Durch seinen Heiligen Geist ist er selbst uns nahe“, bekennt sie und fügt hinzu: „Mit der Ewigkeit im Herzen ist auch der Herbst des Lebens voll treibender Kräfte. So fahret denn hin, ihr lieblichen Blüten des Mai! In der Erinnerung genießen wir noch dankbar euren süßen Duft. Fahret hin, ihr goldenen Früchte des Sommers! Noch laben wir uns an eurer Fülle und eurem Wohlgeschmack. Aber wir sehnen euch nicht zurück. Denn das Beste ist uns geblieben, und das Allerbeste steht uns noch bevor. Sollten wir dessen nicht froh sein?“

So wollen auch wir ihr Leben uns vergegenwärtigen, entsprechend den Lebensstufen, auf denen sie als Kind des irdischen Jerusalems herangereift ist zur Pilgerin nach dem oberen Jerusalem. Es entspricht dabei ihrem Wesen, wenn wir diesen Lebensstufen einen Abschnitt voranschicken, der die „lichten Spuren“ im Leben ihrer Väter und Mütter festhält, die als Kinder des Lichtes ihrem Lebensweg voranleuchteten.

## Spuren seiner Gnade

### Vom Ahnenerbe

Wenn Dora Rappard von den Gestalten spricht, die ihr Leben „durch Gottes gnädige Führung zu dem gemacht haben, was es geworden ist“, und „lichte Spuren“ hinterlassen haben, dann erinnert sie an das Psalmwort: „Das Geheimnis des Herrn ist bei denen, die ihn fürchten, und seinen Bund läßt er sie wissen“ (Psalm 25, 14). Von diesem Geheimnis des Herrn soll auch hier die Rede sein, wo wir uns anschicken, von dem Blut- und Geisteserbe der Väter und Mütter zu sprechen, durch die das Leben der Bischofstochter und St. Chrischona-Mutter geprägt worden ist.

Vielfach entziehen sich unserm rückschauenden Blick die inneren Zusammenhänge, durch die ein geistiges Erbe durch die Zeiten hindurch und in der Aufeinanderfolge der Generationen weitergegeben wird. Hier und da aber geschieht es nach göttlicher Fügung, daß sie ans Licht treten, ohne daß wir sie mit den Kräften menschlicher Gedanken und dem Wissen um historische oder auch psychologische Gesetzmäßigkeiten erklären könnten. Ein Versuch, von unten her zu erklären, was nur von oben stammt, müßte notwendigerweise scheitern. „Gottes stilles, verborgenes Walten“ in dem wunderbaren Geheimnis unseres Lebens ruft uns in die Welt des Glaubens.

Dabei bleibt es göttliches Geheimnis, wie ein geistiges Erbe weitergereicht wird, wie der Empfangende den Ruf erhält, das Empfangene sich anzueignen und weiterzugeben in der Vollmacht des ihm gewordenen Lebensauftrages; denn hier gibt es nichts, was sich von selber von den Vätern auf die Kinder vererbt. Wohl aber bedient sich Gott in seiner Offenbarung auch der natürlichen Zusammenhänge. Das gilt nicht nur von den äußeren Gegebenheiten, in denen wir uns durch unsere Geburt nach Vererbung und Anlage vorfinden,



sondern eben auch von dem, was durch das Wirken des Heiligen Geistes als inneres Erbteil aus der Ahnenreihe auf uns gekommen ist. Davon zu reden, ist keine historisierende oder psychologisierende Betrachtung, sondern Glaube an den lebendigen Herrn, der in der Vergangenheit auch an den Vätern und Müttern sein Werk getan hat. Und das persönliche Sichaneignen des Segens der Eltern ist die Kraft der Kinder Gottes.

Wenn wir auch Dora Rappards Leben so sehen wollen, hineingestellt in die Kette der Generationen, dann dürfen wir aber nicht nur vom Elternhaus sprechen, sondern müssen auch den Blick richten auf den geschichtlichen Ort, auf dem dies Elternhaus gestanden hat. Es sind die verschiedenen Bewegungen des Pietismus, auf die hier in aller gebotenen Kürze hingewiesen werden soll.

Schon öfter ist ein gewisser Geschichtsrhythmus festgestellt worden, der gerade in besonderer Weise bei den pietistischen Bewegungen nachweisbar ist, wo es jeweilig gegenüber der Verschmelzung des Christentums mit der nichtchristlichen Welt zu einer neuen Erfassung des Evangeliums kommt, die von einer persönlichen Entscheidung getragen ist. Dabei dürften die pietistischen Bewegungen, die im Abstand von rund 100 Jahren immer wieder einen Neuansatz erfahren haben, als Reaktionsbewegungen zu verstehen sein, und zwar in doppelter Hinsicht: einmal gegen die intellektualisierende Orthodoxie und konfessionalistische Restauration, zum andern gegen die Entchristlichung des Lebens in Kirche und Welt.\* Daß dabei in

---

\* So können wir bereits 100 Jahre nach der Reformation auf deutschem Boden eine Richtung feststellen, die das Rechtfertigungserlebnis Martin Luthers durch den Bußgedanken zu vertiefen sucht. Zu nennen wären: der Wittenberger Balth. Meisner, die beiden Rostocker Quistorp Vater und Sohn, Joh. Arndt, Val. Andrea. Es folgt dann der Pietismus eines Spener, Francke, Gottfried Arnold, Zinzendorf, Bengel u. a., die die Losung ausgaben: Die Lehre der Kirche

jedem Zeitalter die Aufgaben wechseln, dürfte einleuchtend sein, doch läßt es die neuere Forschung immer deutlicher hervortreten, daß es sich bei diesen Bewegungen zwar wohl um eine stets zeitbedingte, aber echte Aneignung des reformatorischen Anliegens handelt.

Eins ist allen pietistischen Bewegungen wesensmäßig, daß sie nämlich das Christentum wieder auf das Evangelium zurückgeführt und dadurch zu neuem Dienst an der Welt gestärkt haben. Neben dem historisch nachweisbaren Zusammenhang der einzelnen Bewegungen darf ein anderes Moment nicht übersehen werden, daß nämlich die Erweckungsbewegungen nicht nur lokalen Charakter tragen, sondern daß sie oftmals eine ökumenische Weite — mit Einschluß des Katholizismus — haben. So sind sie — aufs Ganze gesehen — ein unwiderrufliches Zeugnis für die verinnerlichende und erneuernde Kraft des Evangeliums. Es ist die gewiß verkürzte, aber eben gerade dadurch konzentrierte Verkündigung des alten Evangeliums von Sünde und Gnade oder Rechtfertigung und Heiligung, um die es im Pietismus geht.

Dabei dürfte leicht nachzuweisen sein, daß innerhalb der Erweckungsbewegung Basel mit seiner Christentumsgesellschaft und der von dieser eingeleiteten „Anstaltsperiode“ eine besondere Rolle spielt und damit deutlich macht, welche eine hohe schöpferische Kraft dem Pietismus jener Zeit eignete, die umgestaltend

---

ist in Ordnung, aber ihr Leben muß anders werden. Und wiederum 100 Jahre später ist es die sogenannte Erweckungsbewegung, deren Träger Joh. Georg Hamann, Matth. Claudius, Joh. Fr. Oberlin, Jung-Stilling und Joh. Caspar Lavater sind, die gegenüber dem Rationalismus und der Aufklärungstheologie Vernunft und Offenbarung wieder in die biblische Rangordnung bringen. Wieder 100 Jahre später stellt die Gemeinschaftsbewegung nur einen Ausschnitt einer neuen Erweckungsbewegung dar, bei der es um die Frage des Verhältnisses von Evangelium und Kultur geht.

auf viele Gebiete des Lebens wirkte. Jene Zeit, die an die Stelle der Gottesgewißheit die Selbstgewißheit setzte, wird nicht ganz verstanden, wenn man nicht „das goldene Netz“ sieht, wie man es kürzlich erst genannt hat, das gleichsam über ganz Europa gespannt war. In vielen tausend lau gewordenen Christenherzen wurde ein neues Feuer entfacht, ein neuer Ernst im Christenleben und ein neuer Eifer für die Sache des Herrn hervorgerufen. Eine große Zahl von geisterfüllten Männern und Frauen, darunter auch die Ahnen Dora Rappards, die Gobats, Zellers und Rappards, hielten den lebendigen Glauben an die Offenbarung Gottes fest, erkämpften sich neu den Glauben an Christus als den einzigen Retter gegenüber einer vernunftberauschten, selbstmächtigen Umwelt und standen in ehrlichem Ringen um das rechte Verständnis der biblischen Gemeinde; es sind die pietistischen Anliegen der persönlichen Erfahrung der Gnade, der biblischen Rangordnung von Offenbarung und Vernunft und des richtigen Verhältnisses von Evangelium und Welt.

### Die Familie Gobat

Der Vater Dora Rappards, Samuel Gobat, der am 26. Januar 1799 geboren wurde, entstammt einem Geschlecht, das seit Jahrhunderten im heutigen Berner Jura ansässig ist. Vom Tal der Birs führt von Moutier aus ein Seitental nach Grandval, wo einst unter dem Schatten mächtiger Linden der Genfer Reformator Farel die Botschaft von der Rechtfertigung durch den Glauben verkündigt hat. Zu den Filialdörfern gehört Crémines, in dem die Familie Gobat nicht nur Landwirtschaft betrieb, sondern sich auch dem Schulwesen widmete. Diese Gegend gehörte damals zur französischen Republik. Die Eltern, David und Susanna Gobat, waren in glücklichen Verhältnissen, aber durch die Wirren der Revolution, deren Ideen auch die Schweiz

ergriffen hatten, und die nachfolgenden napoleonischen Stürme hatte der Wohlstand der Familie sehr gelitten.

Da kam im Jahre 1816 Ami Bost als Pfarrgehilfe nach Moutier-Grandval. Er gehörte jenem Kreis von Studenten der Theologie an, von denen die die Stadt Calvins erfassende Erweckungsbewegung, der „Réveil“, ausgegangen ist. Durch Ami Bost, der später als freier Erweckungsprediger die Schweiz und Deutschland bereiste, wurden David und Susanna Gobat reich gesegnet.

Auch den vier Kindern Gobats, zwei Söhnen und zwei Töchtern, wurde in jenen Jahren, da man auch in Schaffhausen, Zofingen und manchen anderen Orten das Wirken des Heiligen Geistes verspürte, eine persönliche Erfahrung des Glaubens geschenkt. Während der älteste Sohn David als Landwirt und Schulhalter in seiner Heimatgemeinde im großen Segen gewirkt hat, trat die älteste Tochter Sophie in die Krankenpflege ein, in der sie eine lange, gesegnete Dienstzeit von 52 Jahren zubrachte, 25 Jahre im Berner Inselspital, dann als Oberin an einer großen Irrenanstalt bei Neuchâtel. Sie schloß sich ganz der Brüdergemeinde an und fand ihre geistliche Heimat in dem nahe gelegenen Montmirail, einer Niederlassung und Erziehungsanstalt der Brüdergemeinde. Nach fast achtjährigem Feierabend im Hause ihres Bruders David in Crémines starb sie im Alter von 90 Jahren.

Samuel Gobat, Doras Vater, hatte seit seiner Bekehrung im Jahre 1819 den Wunsch, Missionar zu werden. So trat er, nachdem er zunächst als Schulhalter gewirkt hatte, in das Basler Missionshaus ein, das 5 Jahre zuvor gegründet worden war. Schon in den ersten Tagen seines Basler Aufenthalts mußte er den damaligen Schuldirektor Chr. H. Zeller nach Zofingen begleiten. Bei dieser Gelegenheit begegnete er zum ersten Male dessen 6jährigem lebhaften Töchterchen Maria, die bestimmt war, seine Frau und die Mutter

seiner 10 Kinder zu werden. In Basel widmete sich Gobat zunächst dem Studium der deutschen Sprache, daneben erlernte er den Buchdruck, was damals für einen Missionar für wünschenswert gehalten wurde. Im Jahre 1821 wurde er dann endgültig ins Basler Missionshaus aufgenommen, dessen Vorsteher Inspektor Blumhardt war.

Bei einem Aufenthalt in Genf kam Gobat in Berührung mit den Erweckungskreisen, mit denen er lebenslang innig verbunden blieb. Im Jahre 1823 wurde er nach Paris geschickt, um die arabische Sprache zu erlernen. Bei dem berühmten Prof. Sylvester de Sacy lernte er den Koran ebensogut verstehen wie die Bibel in seiner Muttersprache. Dort kam er auch in Verbindung mit Friedrich Monod und Pfarrer Galland, dem ersten Inspektor des französischen Missionshauses. Hier beschäftigte ihn auch zum ersten Male die Frage der Judenmission.

Nach seiner Rückkehr nach Basel kam Gobat bald in das Missionshaus nach Islington, um von der „Kirchen-Missions-Gesellschaft“ (CMS) nach Abessinien gesandt zu werden. Was er da erlebt und gewirkt hat, ist in seinem „Journal of a three years residence in Abyssinia“ (London 1834) erzählt. Als er 1833 zur Erholung in der Heimat weilte, ließ er durch seinen Freund, Felician Zarembo, den russischen Grafen aus polnischem Adel, eine der eigenartigsten Gestalten aus der evangelischen Missionsgeschichte, gleichsam ein Starez im evangelischen Gewand, um die Hand Maria Zellers anhalten. Nach der im Mai 1834 in Crémines stattgefundenen Vermählung trat dann das junge Paar von Beuggen aus die Reise nach Abessinien an.

## Die Familie Zeller

Die Mutter Dora Rappards, Maria Zeller, ist am 9. November des ereignisreichen Jahres 1813 in Zofingen geboren. Wir hörten bereits von der ersten Ein-

kehr Samuel Gobats in ihr Elternhaus. Ihre Jugendheimat wurde dann das alte Komtureischloß des Deutsch-Ritter-Ordens Beuggen. Dorthin war ihr Vater, Christian Heinrich Zeller, im Jahre 1820 zum ersten Inspektor der Freiwilligen Armen- und Schullehreranstalt berufen worden. Dadurch wurde Beuggen nicht nur der Sammelpunkt der weitverzweigten Zeller-Familie, sondern darüber hinaus der geistige Mittelpunkt einer weit ausstrahlenden christlichen Bildungsarbeit. Für die Gobat-Kinder aber wurde Beuggen der europäische Heimatort, wo auch Dora Rappard immer wieder einkehrte.

In der persönlichen Entwicklung Chr. H. Zellers, der zuerst im Gehorsam gegen den Vater Rechtswissenschaft studiert hatte, spiegelt sich auf dem Gebiet der Pädagogik der Übergang vom orthodoxen Zeitalter, das durch unerbittliche Strenge den natürlichen Ungehorsam austreiben wollte, zum verständnisvolleren Erfassen der kindlichen Seele wider. Aber erst eine lange Jahre währende Auseinandersetzung des pietistischen Erbes der Väter mit dem aufklärerischen Zeitgeist ließ Chr. H. Zeller zum Pädagogen der Erweckungszeit heranreifen. Die drei großen Zürcher Erweckungsprediger Lavater, Pfenninger und Heß verlockten ihn, in die Schweiz zu ziehen. In den St. Galler Jahren wohnte er zuerst im Hause der Familie Schlatter hinterm Turm. Die in weiten Kreisen bekannt gewordene Anna Schlatter-Bernet durfte ihm gesegnete Dienste tun. Besonders wichtig aber wurde für den Zofinger Schuldirektor die Begegnung mit dem schlichten Schreinergesellen Immanuel Lüscher, der mit seinen merkwürdigen Traumgesichten dem strengen Lehrer der Tugend den unbefriedigten Zustand seines Inneren aufdeckte. Am Karfreitag 1818 durfte es Zeller dann erfahren, daß es Gott gefiel, ihm seinen Sohn zu offenbaren. Er bekam einen erleuchteten Blick in das Ge-

heimnis der Gottheit Christi und zugleich in das Geheimnis der Versöhnung.

Auf Grund dieser Gewißheit bekannte er später von den zurückliegenden Jahren:

„Wieviel Rousseauisches, Basedowisches, Campesches, Salzmannisches und Pestalozzisches Stroh habe ich gedroschen!“

Er erkannte den Grundirrtum der Lehrweise Pestalozzis; es ist jene für die Aufklärung typische Leugnung der Erbsünde: „Der Mensch ist von Natur aus gut; seine Verderbnis ist ihm nur anezogen worden.“ Prof. Auberlen, der Schüler Bengels und offenbarungsgeschichtliche Theologe in Basel, bezeugte von Zellers pädagogischer Tätigkeit bei dessen Begräbnis:

„Was an den Grundsätzen Pestalozzis gut und gesund ist, hat Zeller in die volle Kraft des Heilslebens eingeführt.“

Schon vor seinem entscheidenden Erlebnis war Zeller im Jahre 1816 mit christlichen Freunden in Basel in Verbindung getreten. Vor allem war es die Bekanntschaft mit Chr. F. Spittler, dem Sekretär der Deutschen Christentumsgesellschaft, durch die Zeller an seine Lebensaufgabe gestellt wurde. In einer denkwürdigen Unterredung, die er mit Spittler auf der Pfalz des Münsters zu Basel hatte, bewegte es die beiden Freunde tief, daß zwar der Eifer für die Heidenmission durch die im Jahr zuvor erfolgte Gründung der Basler Missionsgesellschaft neu erwacht, daß aber der Zustand der Schulen in der Christenheit selbst beklagenswert sei.

„Ach, daß doch ähnliche Anstalten wie für die Heidenwelt auch für unsre armen Gegenden in der Nähe errichtet und christliche Lehrer in ähnlichem Geist wie die Heidenboten für unsere armen Kinder und Gemeinden gebildet werden könnten“,

ist ihr Wunsch, der dem ungeheuren Kinderelend jener Jahre steuern wollte.

So kam es im Jahre 1820 zur Errichtung der segensreichen Anstalt in Beuggen. Auch hier, wie bei so

manchen Gründungen Spittlers, wirkten die christliche Lehrgabe Württembergs und der alte Wohlstand Basels einträchtig zusammen. Die Laienmitglieder des Beuggener Komitees waren die Söhne der gläubigen Eltern, die es zu Urspersgers Zeiten gelernt hatten, für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden zu wirken.

Gewiß hatte Zeller Vorgänger. Vor allem wies er selbst immer auf Oberlin hin, mit dem Spittler wegen der Bibelverbreitung in Frankreich in Verbindung stand. Auch bestanden schon die Anstalten von Joh. Falk in Weimar, der kein Pietist war, und des Grafen v. d. Recke in Schloß Overdyk bei Bochum (Düsseltal wurde erst 1822 bezogen). Aber Zellers Beispiel wurde vorbildlich für viele andere Anstalten. So konnte Zeller schon im Jahre 1826 berichten, daß 25 Anstalten dieser Art in Deutschland und in der Schweiz beständen. 1833 folgte die Gründung des Rauhen Hauses in Hamburg, dessen Plan Wichern dem Beuggener Pädagogen mitteilte.

Zeller schätzte den erzieherischen Einfluß der Musik sehr hoch. Dabei machte er Gebrauch von dem Liederschatz der evangelischen Kirche; daneben dichtete er selbst für seine Hausgemeinde geistliche Lieder verschiedener Art, die weniger kirchlichen Charakter tragen, sondern als Hauspoesie zu werten sind. Auch seine Gelegenheitsgedichte wollen in lehrhafter Weise der Erziehung dienen.

Daß wir so lange bei dem Großvater Dora Rappards verweilten, geschah nicht nur, um das reiche Erbe sichtbar zu machen, das durch diesen Mann in das Leben der Nachfahren und vor allem der Enkelin gekommen ist, sondern auch deswegen, weil wir in Spittler und Zeller Wegbereitern der Gemeinschaftsbewegung begegnen.

In seinem Wirken wurde Zeller aufs trefflichste unterstützt von seiner Gattin Sophie geb. Siegfried.



Seinen Schullehrer-Zöglingen pflegte er zu sagen: „Was ich lehre, das lebt sie.“ Sie war geboren am 23. März 1791 in Innertkirchen am Fuß des Grimselgebirges im Kanton Bern. Es muß etwas Herbes und Strenges, völlig Unsentimentales in ihrem Wesen gewesen sein, womit sich aber treue Liebe, unermüdlige Geduld und echte Demut verbanden. Durch schwere innere Kämpfe ist sie hindurchgegangen, von denen ihr Sohn Reinhard sagte:

„Sie hielt sich nicht für bekehrt, obwohl sie wußte, daß man seiner Bekehrung gewiß sein sollte.“ Und ihr Enkel Eugen fügt hinzu: „Sie war ein lauterer Kind Gottes, dem die tägliche und stündliche Gemeinschaft mit dem Vater Lebensbedürfnis war. Aber eine freudige Gewißheit dieses ihres Kindesstandes blieb ihr, trotz ihres unablässigen Flehens um diese Gabe, bis in ihre letzten Lebenstage hinein versagt. Kind Gottes zu sein, ist eine Gnadengabe, die Gott jedem Menschen zu geben bereit ist. Sich dieses Kindesstandes in freudiger Zuversicht bewußt zu sein, ist eine andere Gabe, die Gott nicht jedem seiner Kinder zu schenken für gut hält. Mutter Zeller bekam sie zu ihrem großen Schmerz nicht.“

38 Jahre hat Mutter Zeller ihren mühevollen und vielseitigen Beruf in Beuggen erfüllt. Neben dem großen Anstaltshaushalt hatte sie noch ihre eigene Kinderschar, 4 Söhne und 7 Töchter, zu erziehen. Reinhard und Nathanael Zeller traten in die Beuggener Arbeit ein. Der Sohn Samuel wurde der Leiter der von Jungfer Dorothea Trudel gegründeten Männedorfer Gebetsanstalt, jener gesegneten Heilstätte geistlicher Art, in der Unzählige Heilung und Neuordnung ihres Lebens gefunden haben. Ihm stand jahrelang seine Schwester Sophie mit ihrer nüchternen, jeder Sentimentalität abholden Frömmigkeit und urwüchsigen Art zur Seite. Zwei andere Töchter wurden durch ihre Verheiratung selbst Anstaltsmütter, die eine im württembergischen Lehrerseminar in Lichtenstern, das von dem Onkel Karl August Zeller, einem Schüler Pestalozzis und früherem preußischen Ober-

schulrat, gegründet worden war, und die andere in der Armen-Kinderanstalt in Kasteln im Kanton Aargau. Hier soll aber auch der Schwiegersohn Heinrich Thiersch, der geistvolle Gelehrte und Biograph Chr. H. Zellers, genannt werden, der später Irvingianer wurde.

Maria Zeller, die Mutter Dora Rappards, war mit ihrer älteren Schwester in einem herrnhutischen Pensionat in Locle ausgebildet worden und wurde eine kräftige Stütze ihrer Mutter. Als sie als erste Tochter Braut wurde, war bei den Freunden weit und breit große Freude. Susette Spittler, die Pflgetochter Chr. F. Spittlers, sagte bei einem Besuch zu Mutter Zeller: „Sage Si, Frau Inspektor, wie isch's Ene, wenn Si so nebe Ihrer Tochter sitze?“ Darauf antwortete die Mutter: „Los, Setti, mer sind nit so sentimental.“ Mutter Zeller hatte ihre Kinder zur Einfachheit in Kleidung, Nahrung und Unterricht erzogen. Nur im Klavierspielen und Gesang erhielten sie neben dem Unterricht in der Anstaltsschule, an dem sie sonst teilnahmen, eine gesonderte Ausbildung; denn alle Zeller-Kinder hatten gute musikalische Anlagen, und Gesang war eine der großen Familienfreuden.

Zwei Jahre nach dem Tod seiner Frau wurde Chr. H. Zeller im Jahre 1861 als 81jähriger Patriarch heimgerufen.

## Die Familie Rappard

Da zum Geisteserbe der Väter und Mütter bei Dora Rappard auch der Segen gehört, der durch die Familie ihres Mannes auf sie kam, mit dem sie 42 Jahre lang in innigster Gemeinschaft verbunden war, sei von dieser Familie schon hier die Rede, um das Bild abzurunden, zumal sich hier einige Linien überschneiden und ergänzen.

Carl Heinrich Rappard ist am 26. Dezember 1837 in Giez, in der Nähe Yverdons im westschweizerischen

Kanton Waadt, geboren. Er entstammte dem alten Adelsgeschlecht der Rapperts von Rapperswyl am Zürichsee, das im 15. Jahrhundert aus der Schweiz nach Westfalen auswanderte. Die Linie der weitverzweigten Familie, von der Carl Heinrich Rappard abstammt, war später am Niederrhein ansässig. Der Großvater war Pfarrer in Neukirchen bei Moers, wo Tersteegen, der Vater der niederrheinischen Erweckungsbewegung, geboren ist.

Der Vater, Carl August Rappard, schloß sich als Student der Theologie in Tübingen dem berühmten Freundeskreis um Ludwig Hofacker an, der ihn lebenslang in Verbindung brachte mit Pfarrer Joh. Burkhardt in Schaffhausen und Andreas Bräm, seinem späteren Schwager, dem Gründer des Neukirchener Erziehungsvereins. Nach dem Studium war er für 2½ Jahre Vikar in Repeln am Niederrhein, wo er in Berührung kam mit einem Tersteegen-Kreis. Seine Predigten wirkten geistesmächtig, und es kam zu Umwandlungen. Er meinte jedoch, alles, was in der Kirche nicht mit der Heiligen Schrift übereinstimmte, ablehnen zu müssen, so daß er in ernster Folgerichtigkeit den kirchlichen Dienst verließ. Sein Weg führte ihn zunächst nach Basel, dann in die französische Schweiz, bis er endlich in Yverdon eine Gemeinschaft fand, die in Zusammenhang mit der Erweckung in Genf stand. In einer waadtländischen Familie, bei der jungen Witwe Adelaide de Rham-Doxat, wurde er Hauslehrer. Um dem apostolischen Wort zu folgen, daß die Christen ihr Brot mit ihrer Hände Arbeit verdienen sollten, erlernte er die Uhrmacherei. Im Jahre 1836 verheiratete er sich mit einer Tochter von Frau de Rham, Maria. Weil er aber die Landwirtschaft für den originalsten, Gott wohlgefälligsten Beruf hielt, erwarb er sich in Giez in der Nähe Yverdons ein Gut, dessen gute Bewirtschaftung ihm große Anerkennung brachte. Dort wurde auch Carl Heinrich Rappard geboren. Dem

Vater erschien aber der Einfluß weltlicher Sitten in Giez für seine Familie zu groß; deshalb erwarb er im Jahre 1845 den Löwenstein, ein Landgut bei Schaffhausen. Hier wuchs Carl Heinrich Rappard unter elf Geschwistern, von denen eins früh starb, heran. Der Vater hielt täglich Hausandachten mit Auslegung der Bibel und unterrichtete auch seine Kinder selbst. Aber daneben war das Gut zu bewirtschaften, wobei die heranwachsenden Knaben die Feldarbeit erlernen mußten.

Wir bekommen Einblick in ein ganz eigenartiges Geistesleben oder vielmehr in ein vom Geistlichen her bestimmtes Alltagsleben, das wir uns von unsern heutigen Verhältnissen und Anschauungen aus nur sehr schwer vergegenwärtigen können. Als die vier ältesten Kinder erwachsen waren, kaufte der Vater ihnen das Gut Iben bei Stein am Rhein; sie sollten getreu seinem irdischen Ideal in landwirtschaftlicher Beschäftigung bleiben und auch nicht heiraten, also in einem Geschwisterverband leben. Wir begegnen hier dem in der Erweckungszeit vielfach praktizierten Ideal einer christlichen Kolonie. Ihrem Vater verdankten die Kinder unerschütterlich feste Überzeugungen, die sich in allen Lagen des Lebens bewährt haben.

Da brachte das Jahr 1859 für die ganze Familie eine bedeutsame Wende. Durch Missionar Hebich, der von Indien zurückgekehrt war und auch in Schaffhausen erweckliche Vorträge hielt, vollzog sich in Vater Rappard eine Wandlung seiner Anschauung. Er erkannte, daß er nicht das Recht habe, seine abgesonderte Stellung festzuhalten. Von da an besuchte er auch wieder die sonntäglichen Gottesdienste in der Kirche und trat in nähere Verbindung mit anderen Gläubigen, vor allem mit Spittler und Zeller. Jetzt hielt er auch seine Kinder nicht mehr zurück, als der älteste Sohn in den Missionsdienst und die älteste Tochter in den Diakonissendienst einzutreten wünschten.

Carl Heinrich, der schon früh an einem verborgenen Plätzchen im Baumgarten auf dem Löwenstein nach Luk. 11, 13 den Vater im Himmel um den Heiligen Geist gebeten hatte, war, ohne sich einer besonderen Erfahrung bewußt zu sein, die persönliche Gemeinschaft mit Gott geschenkt worden. Als es ihm im Jahre 1860 bei der Herbstbestellung gewiß wurde: „So sollst du den unvergänglichen Samen des Wortes Gottes ausstreuen in die Herzen der Menschen“, konnte auch der Vater seine Zustimmung geben, zumal als Ausbildungsstätte die Pilgermission St. Chrischona gewählt wurde, die seinen Grundsätzen und Überzeugungen in mehrfacher Hinsicht am meisten entsprach. Im Jahre 1861 trat dann Carl Heinrich Rappard auf St. Chrischona ein.

Der Vater, Carl August Rappard, ging im Jahre 1866 heim. Er bestätigte noch ausdrücklich sein Festhalten an allem Wesentlichen seiner Lebensführung und legte die große Sehnsucht seines Herzens in das Wort: „Ich will satt werden, wenn ich erwache, an deinem Bild“ (Ps. 17, 15). Die Mutter, Maria Rappard-de Rham, zog später zu ihrem Sohn und ihrer Schwiegertochter nach St. Chrischona; dort verbrachte sie mit ihrer jüngsten Tochter Charlotte noch 27 Jahre in der „Friedau“, bis sie im Jahre 1902 starb. Es hatte sich begeben, daß die Mutter durch ihre Kinder in direkte Beziehung zu drei bedeutsamen Ausbildungsstätten der Erweckungsbewegung getreten war. Ein Schwiegersohn, Pfarrer W. Arnold, war Direktor der Predigerschule in Basel; ein anderer, Pastor D. Haarbeck, Inspektor des Johanneums in Barmen und ihr eigener Sohn Inspektor der Pilgermission. Als sie wenige Tage vor ihrem Ende gefragt wurde: „Fühlst du die Nähe des Heilandes?“, sagte sie schlicht: „Ich glaube an ihn“. Kinder, Enkel und Urenkel, zusammen eine Familie von 84 Personen, die zerstreut waren in Europa, Asien, Afrika und Amerika, trauerten um diese edle christ-

liche Mutter. Es versteht sich, daß auch auf Dora Rappards Leben ein unermeßlicher Segen aus der Familie Rappard-de Rham gekommen ist.

\*

„Spuren seiner Gnade“ durften wir im Leben der Väter und Mütter Dora Rappards aufleuchten sehen. Es erschien notwendig, auch in einem noch so knappen Lebensabriß und der dadurch unvermeidlich lückenhaften Kürze aufzusehen zu der Wolke von Zeugen, von der sie ihr Leben bestimmt wußte. Dora Rappard kannte und liebte diese Zeugen, weil sie die Macht und Herrlichkeit Jesu Christi in ihnen anschaute. Auch wir heute dürfen über diesen Vätern und Müttern, die ja unsere Urgroßväter und Urgroßmütter sind, den Vater unseres Herrn Jesu Christi loben und preisen, von dem jede Vaterschaft im Himmel und auf Erden den Namen hat (Eph. 3, 15).

## Blüten des Mai

### Das Elternhaus

Dora Rappard-Gobat wurde am 1. September 1842 auf der Insel Malta geboren, an deren felsiger Küste einst der Apostel Paulus strandete. Die 70jährige schreibt:

„Lange fühlte ich mich sehr bevorzugt durch die spezielle Beziehung, die ich dadurch zu Paulus zu haben meinte, oder doch zu den lieben ‚Barbaren‘, die dem heiligen Apostel und seinen Schiffbruchsgenossen eine so ungewöhnliche Menschenfreundlichkeit bewiesen. Die brausenden Wellen, die sich an den Felsenklippen Malτας brechen, und die balsamischen Lüfte, die durch seine herrlichen Gärten wehen, haben mich mein Leben lang begleitet.“

Wie war es dazu gekommen, daß die Wiege Doras auf dem kleinen Eiland im Mittelmeer stand?

Samuel Gobat, der Vater, war nach seiner Vermählung mit Maria Zeller von der CMS zum zweitenmal

nach Abessinien, dem Land des Kämmerers aus dem Mohrenland, ausgesandt worden. Im März 1835 kamen sie dort an; aber eine überaus schwere Führung ließ es nicht zu einer längeren Wirksamkeit kommen. Gobat wurde von einer äußerst schmerzhaften Unterleibs-krankheit befallen, die ihn dem Tode nahebrachte.

Um seine Frau und ihr erstes, in Adoa geborenes Töchterlein nicht allein im fernen Land zurückzulassen, entschloß sich Gobat mit Aufbietung seiner letzten Kräfte zur Rückreise. Das Kindlein starb während der Fahrt auf dem Nil in den Armen der Mutter; der Gesundheitszustand Gobats besserte sich jedoch wunderbarerweise von Tag zu Tag. In Kairo wurde den Eltern am 31. Dezember 1836 das erste Söhnlein geboren; sie nannten es im Gedenken an die vielen Prüfungen und all die überstandenen Mühen Benoni, „Sohn meines Schmerzes“.

Im Frühjahr 1837 kehrten sie in die Heimat zurück; ihr geliebtes Abessinien sahen sie nicht wieder. In Beuggen wurde ihnen ihre Tochter Hanna geboren, die später den Missionar Johannes Zeller in Nazareth heiratete. Ende des Jahres 1839 wurde Gobat, der sich von seiner schweren Krankheit wieder erholt hatte, nach Malta versetzt. Dort befand sich die Hauptstation der von der CMS im Jahre 1815 gegründeten „Mittelmeer-Mission“, deren Übersetzungsanstalt und Buchdruckerei Gobat leiten sollte. Eine Zeitlang war er hier der Mitarbeiter von Kaplan Friedrich Schlienz, der später mehr als 20 Jahre Hausvater in der Pilgermissionsanstalt auf St. Chrischona war. Ein viertes Kindlein starb schon bald nach seiner Geburt. Dora folgte als fünftes Kind.

Sie war ein Missionarskind, dessen Leben von Anfang an auf weiten Raum gestellt war, und das schon früh das Pilgerleben kennenlernte. Als die CMS beschloß, die Übersetzungsanstalt und Buchdruckerei auf Malta aufzugeben, kehrte die Familie im Frühjahr 1843

in die Schweiz zurück, wo sie dann zwei Jahre lang in Wiedlisbach bei Solothurn, am Fuße des Weißensteins, zubrachte. Hier wurde die Tochter Maria geboren, die später den Basler Verlagsbuchhändler Kober heiratete. Dora aber erkrankte in jener Zeit an einer so heftigen Gehirnentzündung, daß die Eltern um ihr Leben bangen mußten. Sie durfte wieder genesen; jedoch blieb ihr von dieser Erkrankung her lange Jahre hindurch ein immer wiederkehrendes Kopfweh, das tiefe Schatten auf ihre sonnige Kindheit warf und ihr vor allem in der Jugendzeit viel Schmerz und Not verursachte.

Dann aber ging es wieder nach Malta. Gobat hatte den Auftrag bekommen, dort die Leitung eines „protestant college“, einer höheren evangelischen Erziehungsanstalt, zu übernehmen. Im Oktober 1845 kam die Familie dort an; jedoch sollte ihres Bleibens auf Malta nicht lange sein. Ein völlig unerwarteter Ruf kam. An einem Sonntag im März 1846 erhielt Gobat von Freiherrn Josias von Bunsen, dem theologisch hochinteressierten preußischen Gesandten in London, die Mitteilung, daß König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ihn an die erledigte Bischofsstelle in Jerusalem berufen habe. Das Bistum war eine originelle gemeinsame Gründung des preußischen Königs und der englischen Krone.\*

---

\* Friedrich Wilhelm IV., der „Romantiker auf dem Thron der Caesaren“, wollte den zerstreuten Evangelischen im Orient ein gemeinsames Oberhaupt und damit einen geordneten Rechtsstand gegenüber der türkischen Regierung geben; möglicherweise war auch an die Errichtung eines christlichen Reiches im Heiligen Land gedacht. Der König war sich klar darüber, daß die Gründung eines Bistums nur in Verbindung mit England möglich war. Das Bistum wurde 1840 errichtet; der Bischof sollte abwechselnd von England und Preußen ernannt werden, aber stets Anglikaner sein, d. h. durch den Erzbischof von Canterbury geweiht werden. Der erste, durch die Königin Viktoria ernannte Bischof war ein getaufter Jude; der Gedanke an den judenchristlichen Bischofsstuhl des Jakobus spielte dabei eine Rolle. Da dieser



Gobat reiste alsbald nach England, um die Bischofsweihe zu empfangen. Dann folgte er noch einer Einladung des preußischen Königs nach Berlin. Über die Schweiz, wo er in Crémines zum letzten Male seinen hochbetagten Vater sah, kehrte Gobat zunächst nach Malta zurück. Dort taufte er den in seiner Abwesenheit geborenen Sohn Timotheus, der später Arzt in England wurde.

Ein eigens für die Überfahrt bewilligtes englisches Kriegsschiff brachte die Reisenden von Malta nach Jaffa, wo sie am 23. Dezember 1846 bei furchtbarem Sturm landeten. Am ersten Tag nach ihrer Ankunft in „Immanuels Land“ feierten sie Heiligabend. Da sie keinen Christbaum hatten, führte der Vater die Seinen in die prächtigen Orangenpflanzungen, von denen Jaffa umgeben ist, wo unter dem frischen Grün der Blätter die schneeweißen Blüten wie Kerzen und die herrlichen Früchte wie goldene Äpfel prangten.

Nach einigen Tagen machte man sich auf den Weg „hinauf nach Jerusalem“, das fortan die Heimat der Familie Gobat sein sollte. Am 30. Dezember trafen sie in der alten, durch tausend heilige Gottestaten geweihten Stadt ein. Dora erinnerte sich zeitlebens an ihre Ankunft in der Königsstadt auf Zion. Die hohe kirchliche Würde des Vaters und die damit verbundenen weltlichen Ehren gaben dem Einzug das Gepräge.

Voran ritt der Vater zu Pferd, begleitet von Janitscharen, mohammedanischen Soldaten; die Mutter mit dem Brüder-

---

jedoch schon nach wenigen Jahren starb, war die Reihe an Friedrich Wilhelm IV., der in Samuel Gobat einen ausgezeichneten Mann berief, der dann 33 Jahre lang, von 1846 bis 1879, das Bistum verwaltete. Gobat wurde in der Tat zu einem Beschützer der evangelischen Missionen im Orient; vor allem richtete er sein Augenmerk auf die Gründung von Schulen. Jul. Richter sagt: „An seinen Namen knüpft direkt oder indirekt das meiste an, was jetzt von deutscher oder englischer Mission in Palästina vorhanden ist.“

chen folgte in einer primitiven Sänfte, die von zwei Maultieren getragen wurde. Benoni hatte einen Esel besteigen dürfen. Dann kam ein eigentümlich bepacktes Maultier; auf jeder Seite des Tieres hing je eine gepolsterte Kiste, in denen die Schwestern saßen. Je näher man der Stadt kam, um so stattlicher wurde die Zahl der Menschen, die teils zu Fuß, teils zu Pferd dem neuen kirchlichen Oberhaupt entgegenkamen. Ungefähr drei Kilometer vor Jerusalem erwarteten ihn die Konsuln der beiden protestantischen Mächte in Uniform, der deutsche und englische, nebst einem größeren Gefolge. Tiefbewegt begab sich Gobat, sobald die Stadt erreicht war, mit seinem Geleit in die Kapelle zu einem kurzen Gottesdienst. Dann ging man auseinander.

Damit begann ein völlig neuer Lebensabschnitt für die Familie. Auf dem Platz am Davidsturm bezog sie für einige Jahre ein bescheidenes, in arabischem Stil gebautes Haus, von dem ein englischer Tourist einmal sagte, man könne es eher „the Bishop's hovel“ (Hütte) als seinen „Palace“ nennen. Unauslöschliche Eindrücke prägten sich Doras Herzen ein; sie war von nun an ein Kind des Heiligen Landes. Doch über allem empfand sie tief das Gefühl, von starker und doch zarter Elternliebe umgeben zu sein. Die stets ausgeglichene Art des Vaters, auf den sich die Kinder unbedingt verlassen konnten und dem sie ihr ganzes Vertrauen schenkten, prägte sich tief in das Herz Doras ein. Als sie einmal das Psalmwort las: „Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, also erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten“, fühlte sie nur eins: „So, gerade so ist mein Vater!“ An der Mutter aber rühmten die Kinder die schlichte, „fadengerade Aufrichtigkeit“, die sich nicht immer leicht den neuen Verhältnissen in Jerusalem mit ihren konventionellen Anforderungen anpassen wollte.

Der Geschwisterkreis vermehrte sich noch um zwei Brüder, Samuel und Friedrich Wilhelm, und eine Schwester, Blandina, von denen aber der während eines Aufenthalts in Beuggen geborene Friedrich Wilhelm bald nach seiner Geburt wieder starb. Von den

sieben Kindern, die den Eltern erhalten blieben, waren nur ein einziges Mal alle für wenige Monate im elterlichen Hause beisammen, da fast immer eins oder mehrere zur Erziehung in Europa waren. Dennoch war es ein reiches und beglückendes Familienleben. Nach der Andacht und dem Frühstück war vormittags Schulunterricht, während die Nachmittage ganz dem Spiel und Spaziergängen gewidmet waren. Dora weiß anschaulich davon zu berichten:

„Ich müßte die Blumen beschreiben, die in den ersten Monaten des Jahres die sonst so kahlen Hügel Judäas schmücken: die glänzend rote Anemone, wohl ‚die Lilie auf dem Felde‘, die unser Heiland mit der königlichen Herrlichkeit Salomos verglich; dann die üppig aus Felsenspalten hervorwachsenden Zyklopen, die grüne Arumpflanze, die zarte, himmelblaue kleine Iris und das schöne Bluttröpfchen, das wir am liebsten in der Nähe des Gartens Gethsemane suchten. Blumen zu pflücken und zu trocknen, ist einem jeden echten Jerusalemer Kind ein Teil seines Lebensinhalts.“

Sie denkt aber auch zurück an heimelige Winterabende, wo die Kinder, teils auf Vaters Knien, teils zu seinen Füßen auf dem Teppich vor dem lodernnden Kaminfeuer, nie müde wurden, besonders seinen Erzählungen von Abessinien zu lauschen, die sich wie spannende Abenteuerergeschichten anhörten und erfüllt waren von Dank für all die wunderbaren Errettungen und Gebetserhörungen. Da hörten sie das majestätische Brüllen des Löwen, das bellende Geheul des Leoparden, das unheimliche Lachen der Hyänen, das widerliche Schnattern der Affen, das der Vater so gut nachzuahmen verstand.

Am allerschönsten aber waren die drei Sommermonate, die jährlich ganz in Zelten in der Nähe der Quelle von Nephtoa, dem heutigen Lifta, unter dem Schatten von Olivenbäumen, verlebt wurden. An den Sonntagnachmittagen zog man zu den „Sonntagsbäumen“, einem nahegelegenen Olivenhain, oder noch lie-

ber zu dem großen Feigenbaum am Abhang des Hügels, von dem aus man das Minarett Nebi Samuel, das alte Ramah des Propheten, im Strahl der untergehenden Sonne so traumhaft herüberleuchten sah. „Gerade wie St. Chrischona bei Basel“, so sagten manchmal die Gäste aus der Schweiz; und Dora fügte später hinzu:

„Wie wenig ahnte ich damals, daß ich nach kurzen Jahren das Kirchlein von St. Chrischona sehen, daß es meine Heimat werden und mir noch lieber sein würde als der schlanke Turm von Nebi Samuel, der meiner Kindheit Wonne war!“

Die Liebe des Vaters zu Gottes Wort wurde den Kindern besonders eindrücklich unter den Felssteinen des Feigenbaumes und auf Spaziergängen. Seine ausgezeichnete Bibelkenntnis suchte er mit großem Erfolg den Kindern mitzuteilen. Auch machte er sie aufmerksam auf den jedem der heiligen Schreiber eigenen Stil „und zeigte, wie der Geist Gottes, den er als den Verfasser des ganzen Buches pries, die menschlichen Eigentümlichkeiten seiner Knechte und Mägde nicht verwischt, sondern heiligt“.

Da wurde der Grund gelegt zu Doras einzigartiger Bibelkenntnis, so daß ihr Mann sie später die „lebendige Bibelkonkordanz“ nennen konnte. Die biblischen Geschichten, die die Mutter so vorzüglich zu erzählen wußte, wurden den Kindern inmitten der heiligen Stätten und Wege besonders anschaulich. Wie gut aber konnte die Mutter auch singen! Immer wieder klang den Kindern das alte Lied in der Erinnerung, das sie von der Mutter gehört hatten:

„Wie ist es einem Kind zumut,  
wenn es im Arm der Mutter ruht?  
Nicht wahr, es ist ihm wohl?  
Ja wohl, ja wohl!  
Denn solch ein Kind hat's gut!“

Mit der Schulung Doras ging es zunächst nicht so leicht. Es waren die Nachwehen der Gehirnentzündung, die das begabte und lernbegierige Kind oft

hemmten. Ein befreundeter Arzt gab gute Ratschläge für die körperliche, aber auch seelische Behandlung der Tochter; sanfte Festigkeit und große Stille ließen bald eine entschiedene Besserung eintreten. Gewöhnlich besuchte Dora die Gemeindeschule, die der Vater als erste von vielen gegründet hatte; aber auch Onkel Nathanael Zeller, der tüchtige und strenge Hauslehrer, unterrichtete die Kinder.

### Bildungsjahre

Als die ältere Schwester Hanna mit 14 Jahren zur Weiterbildung in die Schweiz, in das herrnhutische Töchterpensionat Montmirail bei Neuchâtel, kommen sollte, entschlossen sich die Eltern, die zarte 10jährige Dora auch schon dorthin zu geben, weil sie sich vom Klimawechsel eine weitere Besserung ihres Gesundheitszustandes versprachen. Im Frühjahr 1852 begleiteten die Eltern ihre Töchter nach Europa; doch wurden vorher noch einige prächtige Ausflüge nach Hebron, dem Jordantal und dem Toten Meer unternommen, damit die Erinnerungen an das Heilige Land lebendig blieben.

In Beuggen wurde der Sommer zugebracht; aber dann begann die Pensionszeit in Montmirail. Wenn auch das Heimweh stark war, so ging doch das Lernen leicht. Bald wurde Dora sich aber einer ernststen Gefahr bewußt. Die lebhafteste Phantasie, mit der sie ihren Mitschülerinnen vom Heiligen Land erzählte, verwischte oft die Grenzen zwischen Erdichtetem und tatsächlich Erlebtem.

„Aus diesem gefährlichen Irrweg“, schreibt sie, „wurde ich kräftig erweckt durch das wichtige Wort von den Lügneren, deren Teil sein wird in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt (Offb. 21, 8). Das durchbohrte mein Herz. Von da an fürchtete und mied ich die Lüge in ihren verschiedenen Formen.“

Tante Sophie Gobat im nahegelegenen Préfargier war oft die Zuflucht der Nichten, und die in Beuggen

verlebten Ferienwochen ließen alles Heimweh vergessen. Dora bekennt von jener Zeit:

„Ich war damals nicht glücklich. Wiewohl ich keine Zeit kenne, da ich nicht gebetet und den Heiland geliebt hätte, lebte ich doch im tiefsten Grund ohne eine lebendige Verbindung mit Gott.“

Doch die Freundschaft mit Florence Barker, einer englischen Mitschülerin, ließ Dora das Geheimnis eines Lebens in der lebendigen Gegenwart Jesu erahnen.

Nach vier Jahren holte sie der Vater wieder heim. Aber zunächst wurden noch Besuche bei Verwandten und Freunden in der Schweiz und in Württemberg gemacht. Das Pfarrhaus in Fellbach war stets das Ziel des Bischofs und seiner Familie, wenn sie alle paar Jahre nach Europa kamen; dort lebte der Schwager und Freund Gobats, Karl Friedrich Werner, der Förderer des württembergischen Gemeinschaftslebens und unermüdlige Freund der Basler Mission, mit seiner demütigen und lieben Frau, der Tante Therese. Auch Dr. Christian Gottlob Barth in Calw wurde aufgesucht, dessen ganzes Herz der weltweiten Mission gehörte, wovon seine vielen Lieder Zeugnis geben. Mit seinem sprudelnden Witz und feinen Humor gab er später einmal Dora das ernste Mahnwort mit:

„Meine liebe Dora,  
ora et labora!  
Diene deinem Herrn!  
Das ist mehr als träumen,  
Gottes Werk versäumen  
und verschmähn den Kern.  
Zions Macht und Zions Pracht  
sollst du einst noch sehen,  
mittendrinnen stehen.“

Ja, es war ein „gesegneter Kreis“ von Frauen und Männern, in dem Dora von früh auf stand, der dem christlichen Leben Süddeutschlands und der Schweiz

das Gepräge gegeben hat. Was da an innerem Segen in ein sich entwickelndes Menschenleben gelegt worden ist, kann ja nur angedeutet werden.

Doch zunächst ging es wieder nach Jerusalem, nachdem in Beuggen der letzte Abschied von den Großeltern hier auf Erden genommen werden mußte. Jetzt begannen die Bildungsjahre im engeren Sinn. Bücher über die Weltgeschichte, Literaturwerke, ja auch theologische Abhandlungen aus der Bibliothek des Vaters waren Doras Lektüre. Nicht nur durch „Lesen, Zuhören und Nachschlagen“ erlangte sie einen zuverlässigen Wissensstand, sondern auch durch das Sammeln von Zitaten, Predigtauszügen und Gedichten. Zwölf handgeschriebene Bände hat sie von Montmirail an bis in den Sommer 1923, nahe vor ihrem Heimgang, mit Schätzen aus Büchern verschiedener Sprache gefüllt und so ihre eigene schriftstellerische Gabe geschult. Daß daneben Musik und Gesang nicht vernachlässigt wurden, versteht sich bei der poetisch Veranlagten von selbst.

Reiche Gelegenheit zur Weiterbildung boten nicht zuletzt die vielen und zum Teil hochinteressanten Besucher jeglichen Standes aus aller Herren Länder, die im Bischofshaus in Jerusalem einkehrten. Da kamen kirchliche Würdenträger und Theologen, Gelehrte und schlichte Pilger, aber auch fürstliche Persönlichkeiten. Daß Dora von solchen Begegnungen zeitlebens Gewinn gehabt hat, bezeugt sie in ihren „Lichten Spuren“; da erzählt sie u. a.,

„wie Herr Professor Constantin von Tischendorf im Jahre 1859 direkt vom Katharinenkloster am Sinai, wo er den berühmten Kodex, genannt Sinaiticus (handschriftliches Exemplar des Neuen Testaments aus dem 4. Jahrhundert), aufgefunden hatte, nach Jerusalem kam und seinen merkwürdigen Fund mitbrachte. Ich sehe noch, wie alle Tische und Tischlein des Wohnzimmers mit Papieren und Pergamenten bedeckt waren, und wie von verschiedenen Herren Vergleichen der Lesarten vorgenommen wurden.“

Welche Freude bereitete aber vor allem der Mutter das Wiedersehen mit Daniel Schlatter, einem der Söhne von Anna Schlatter in St. Gallen, dem „Tartaren-Schlatter“, der seine besten Jugend- und Mannesjahre in Südrußland zugebracht hatte und der nun im hohen Alter von 75 Jahren auf die Pilgerfahrt ins Heilige Land gegangen war! Da klang es im Herzen Doras:

„Und wenn sich die Bürger von Zion  
begegnen im irdischen Land,  
da fühlen sie eng sich vereinigt  
in heiligem, ewigem Band.“

„O Wort des Lebens!

Hier kann mein Glaube ruhn...“

In jenen Jahren kam es aber auch zur innersten Bildung, zu einem bewußten Leben im Glauben, dem wachstumsweise das Hineingebildetwerden in das Bild Christi folgte. Es wird gut sein, sie selber zu hören:

„Innerlich fing mit den Wintertagen 1856 für mich eine Zeit der Angst, der inneren Unruhe, ja des heißen Kampfes an. Trotzdem ich von Kindheit an den Heiland geliebt, zu ihm gebetet und sein Wort mit Freuden gelesen hatte, auch nach außen als ein frommes Kind galt, fühlte ich auf einmal die Verderbnis meines ganzen Wesens so sehr, daß ich mich für das schlechteste und allerärmste Menschenkind ansah. Das Wort des Herrn: ‚Ihr seid wie die übertünchten Gräber, die von außen hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Totenbeine und Unflates‘ strafte mich so genau, daß es mir vorkam, es sei für mich geschrieben, und das ‚Wehe euch‘, das diesem Wort vorangeht, machte mich erzittern. Es waren schwere Tage und Nächte. Wahrscheinlich hatte ich auch Zeiten, da ich mein Elend vergaß; denn die Meinigen merkten es nicht so sehr. Auch gestaltete sich das äußere Leben gerade damals überaus schön... Während all der Freudenzeit schlief in meiner Seele der Gefangene, der nach wahrer Freiheit düstete. Ganz ersticken durfte die fröhliche Umgebung ihn nicht; aber zum Schweigen bringen, das konnte sie.



Da kam der Herbst. . . und in der stillen Nächten Stunden hörte ich wieder mit Macht die Stimme des Gerichts. ‚Wenn du so stirbst, so bist du verloren!‘ — so hieß es in mir, und ich wußte, daß die Stimme die Wahrheit redete. In jener Zeit begann für mich der Konfirmandenunterricht bei meinem lieben Vater. Leider offenbarte ich ihm meinen Herzenszustand nicht; aber ich denke doch, daß die Heilslehre, in der er mich so treu unterwies, mitgeholfen hat zu der seligen Erlösung, die nun folgte.

Es war eine stürmische Nacht im Februar 1858. Der Wind heulte um unser Haus her; ich dachte, es könne niedergerissen werden von dem Orkan. Und noch gewaltiger stürmte es in meiner Seele. Ängste der Hölle hatten mich getroffen; ich kam in Jammer und Not. Aber ich rief an den Namen des Herrn: O Herr, errette meine Seele! Und siehe da, mitten in der größten Not trat ein längst bekanntes Wort vor meine Seele: Glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du und dein Haus selig. Mein Ohr hörte keine Stimme, mein Auge sah kein Licht, meine Seele empfand keine besondere Regung; aber mein Glaube erfaßte fest und kühn das klare Wort des Evangeliums. ‚Herr, ich glaube, ja, ich glaube an dich, so bin ich gerettet!‘ So jubelte es in mir. Und unmittelbar an dies ernste Wort reihte sich ein zweites: *Es ist vollbracht!* Ich erfuhr damals, was ich später aussprechen lernte:

O Wort des Lebens! Hier kann mein Glaube ruhn;  
auf diesen Felsen kann ich mich gründen nun,  
Ewig vollkommen ist unsers Gottes Heil;  
nimm es, o Sünder, an, so wird dir's ganz zuteil!  
Nichts kannst du machen mehr, Gott hat's gemacht:  
Es ist vollbracht!“

Wir haben sie nicht ohne Grund bei der Schilderung dieses Wendepunktes in ihrem Leben so ausführlich zu Wort kommen lassen; denn dieses Erlebnis bietet uns den Schlüssel zur rechten Würdigung ihrer späteren Wirksamkeit als Schriftstellerin und Dichterin der Gemeinschaftsbewegung. Darum müssen wir uns die Grundzüge dieses Erlebnisses und seinen Ertrag für ihr Leben in Kürze klarmachen.

Man könnte versucht sein, dies Bekehrungserlebnis mit anderen kirchengeschichtlichen Beispielen zu vergleichen. Was uns bei all diesen typischen Fällen entgegentritt, sehen wir auch bei Dora Rappard, daß es

nämlich zu einer lebendigen Berührung und Begegnung zwischen dem göttlichen Geist und der Seele des Menschen kommt, die ein nicht mehr weiter zu erklärendes Wunder der Gnade ist. Das Charakteristische dabei ist, daß es auch bei Dora Rappard durch eine qualvolle Selbstprüfung hindurchging. Das Wort von dem „Gefangenen in ihrer Seele, der nach wahrer Freiheit dürstete“\*, trägt den Stempel eigensten Erlebens, das damals durchlitten ward. Man sollte nicht von „Sündenskrupulosität“ (Reuber) sprechen, wenn sie sagt:

„Bei meinem von Natur zur Frömmigkeit neigenden Temperament und der christlichen Erziehung, die ich genoß, hatte sich viel ‚Firniss‘ an mich geheftet, und es brauchte solcher radikalen Kur, um mich von meiner tiefen Verderbnis zu überzeugen.“

Aus der Unentschiedenheit ihres bisherigen Lebens, das in der halb diplomatischen Atmosphäre des Bischofshauses verlief, wo ihr die Gefahr der Flucht von Gott weg in ein weltliches Leben bewußt wurde, kam sie nach Hamanns Wort zu der „Höllenfahrt der Selbsterkenntnis“, die uns den Weg zu Gott bahnt. Daß sie das Wort von den „übertünchten Gräbern“ traf, ließ sie zeitlebens abgeneigt bleiben gegen alle gefühlsmäßige und sentimentale Frömmigkeit, was bei ihrer poetischen Veranlagung durchaus nicht selbstverständlich war. Durch die Selbsterkenntnis hindurch wurde ihr der Weg gebahnt zu dem bleibenden und tragenden Grund für ein neues Leben.

Das andere hervorstechende Merkmal dieses Bekehrungsvorganges ist das Erlebnis der Erlösung durch Christus als den Gekreuzigten:

„Jetzt weiß ich, daß es der werthe Heilige Geist war, der mich in den vergangenen Monaten der Sünde überführt hatte,

\* Dies Wort erinnert an das Bekehrungserlebnis Joh. Georg Hamanns, das er genau 100 Jahre früher — 1758 — in London gehabt hat. Hamann schreibt: „Ich fühlte mein Herz klopfen, ich hörte eine Stimme in der Tiefe desselben seufzen und jammern.“

mir nun aber die Gerechtigkeit meines Heilandes zueignete und mich mit den Kleidern des Heils bedeckte“; oder also: „Nichts kannst du machen mehr, Gott hat's gemacht: Es ist vollbracht!“

Ein anderer Grundzug dieses Erlebnisses ist damit verbunden. Es war eine echte Bekehrung in der Einsamkeit vor Gott, wo der Mensch als einzelner vor Gott steht. Das bedeutet zweierlei. Es wirkte nicht unmittelbar Seele auf Seele, wie es in Evangelisationsversammlungen oder durch den suggestiven Druck eines anderen Menschen vorkommen mag, sondern sie wurde von Gott überwunden. Aber — und das ist nun das andere — ein Werkzeug, durch das die göttliche Wirkung geschah, war doch vorhanden, nämlich das Wort der Bibel. In der Heiligen Schrift fand sie den Brennpunkt der göttlichen Offenbarung in Christus. Welch eine bleibende Bedeutung dies für Dora Rappard behalten hat, zeigen die täglichen kurzen Betrachtungen, biblische Meditationen, mit denen sie 1858 — im Alter von 15½ Jahren — begann, bis hin zu dem Andachtsbuch „Sprich Du zu mir!“, das sie als Greisin im Jahre 1919 veröffentlichte.

Noch ein weiteres Merkmal muß genannt werden, das neben und mit dem Wort der Bibel das Bekehrungserlebnis vertiefte: das Sakrament. Von ihrer Konfirmation am 23. Mai 1858 berichtet sie:

„Als mein Vater in seinem Bischofsornat aus der Kirche kam, konnte ich nicht anders, als mich in seine Arme werfen und sagen: ‚Mir ist, als sei ich eben jetzt getauft worden und komme aus den Wellen des Jordans, wo ich meinen Heiland habe öffentlich bekennen dürfen als meinen Retter und König.‘ Ich habe darum immer die Konfirmation so gern aufs innigste mit der Taufe verbunden.“

Und schließlich muß noch hingewiesen werden auf die Probe der Echtheit dieser Bekehrung. Damit ist gemeint, ob sie rechtschaffene Lebensfrüchte gewirkt hat. Da scheidet der nur seelisch Bekehrte und macht sichtbar, daß seine Bekehrung nicht vom Heiligen Geist gewirkt wurde und darum keinen Bestand hat. Wir

dürfen sagen, daß diese Probe bei Dora Rappard in geradezu beispielhafter Weise erbracht worden ist. Ihre Bekehrung wurde zur Berufung, ihr ganzes Leben in den Dienst der erkannten Wahrheit zu stellen. Das schließt nicht aus, daß es noch durch manche Anfechtung hindurchging. Aber

„es blieb. Ja, und es ist geblieben durch manche Untreue, manches Wanken, manche Entmutigung hindurch. Es ist geblieben, wahr und immer bestimmter seit mehr als 60 Jahren. Er hat auch zu mir gesagt: ‚Meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.‘“

### Erster Dienst

Daß ihre Bekehrung nicht von Menschen, sondern vom Heiligen Geist gewirkt war, zeigen die folgenden Jahre. Zum ersten Male kam ihr die „völlige Abhängigkeit von Gott, dieses Geworfensein auf ihn“ im Jahre 1861/62 zum Bewußtsein, wo sie mit „geförderten Christen“ wenig in Berührung kam, das aber dennoch ein „Jahr besonderen Segens“ für sie wurde. Ihr Bruder Benoni hatte in Romsey (Hampshire), in der Nähe Southamptons, der großen Hafenstadt Südenglands, eine Vikarstelle angetreten und bat darum, daß seine Schwester Dora ihm den Haushalt führe. Sie übernahm dann auch manche seelsorgerlichen Aufgaben — wir würden heute sagen — als Gemeindeförderin, so das Halten der Sonntagsschule und vor allem Krankenbesuche. In einem der verrufensten Bezirke dieses Städtchens, der ihr als Besuchsfeld zugewiesen worden war, lernte sie viel Not und Armut, aber auch das Laster und die Sünde dieser Welt kennen. Von ihren Erfahrungen berichtet sie:

„Da lernte ich die Kraft des Namens Jesu und die heilige Wirkung seines Wortes kennen wie nie zuvor. . . . Ich besuchte regelmäßig ein junges, am Rückenmark leidendes, seit Jahren ans Bett gefesselt Mädchen . . . Man sprach damals noch nicht so viel wie heute von Seelenrettung, und ich hätte gar nicht gewagt zu denken, daß ich jemand

zu Jesu führen könnte. Aber siehe da! Das Wort Gottes, das ich in Einfachheit vorlas, wirkte Leben. Im Lichte dieses Wortes erkannte die Jungfrau ihre Sündennote, erkannte aber auch ihren Heiland und drang vom Tod zum Leben hindurch.“

Aber nicht nur bei den Armen in den Elendsvierteln, sondern auch in den Gesellschaftskreisen, in den Familien von Geistlichen und Ärzten, Offizieren und Juristen fand die Schwester des Vikars freundliche Aufnahme. Da aber prägte sich ein besonderer Grundzug ihres Lebens immer deutlicher aus, nämlich ihre Stellung zur „Welt“. Schon in Jerusalem hatte die schwedische Schriftstellerin Frederica Bremer sich erboten, Dora als Sängerin ausbilden zu lassen, da sie eine klangvolle Stimme hatte; in England bot sich dazu wieder Gelegenheit. Aber sie spürte, daß nur der Dienst des Herrn sie innerlich befriedigen würde. Welches Motiv sie bewegte, dürfte nicht undeutlich sein:

„Seit ich des Herrn bewußtes Eigentum geworden war, hatte ich keinen Gefallen mehr an Liedern, die nur der Weltlust dienten, und machte darum nicht gern mit. Aber zu Hause wurde jeden Abend in der Dämmerstunde ein Lied oder eine Arie gesungen zu stiller Erbauung und Freude. Gegen Ende meines Aufenthaltes erfuhr ich, daß ich damit ganz ungesucht einem kleinen Kreis von Armen und Geringen unter unsern Nachbarn gedient und manchen aus ihnen Trost und Heilsverlangen ins Herz gesungen hatte. Sie hätten jeden Tag, so erzählten sie, auf ihr Abendlied gewartet. Wieviel köstlicher war das als aller Beifall, den das törichte Herz etwa einmal gewünscht hätte! Alles, was wir dem König opfern auf irgendeinem Gebiet, ist nicht Verlust, sondern Gewinn.“

Als sie einmal in einer großen, weiten Dorfscheune eine Versammlung erweckter Kreise besuchte und den Gesang der großen Menschenmenge hörte, da war das auch nach ihrer Meinung

„die denkbar armseligste Musik, die da gesungen wurde, und doch denke ich jetzt noch mit innerer Bewegung an

dieses Lied im höheren Chor. Ich hatte kurz vorher Gelegenheit gehabt, Händels Messias von einem tausendstimmigen Chor im Kristallpalast singen zu hören. Aber jenes Lied in der Scheune zu Twyford machte mir einen größeren Eindruck. Es war die *Stimme der Wahrheit*."

In diesem Urteil zeigt sich nicht ein ängstliches Mißtrauen gegenüber dem Schönen in dieser Welt, auch ist der Vorwurf enger Gesetzlichkeit fehl am Platz; wohl aber war es der Gehorsam gegen den Ruf des göttlichen Wortes, der sie zur inneren Freiheit von der Welt erzog, ohne musikalische Formengebung mit Glaubenserfahrung zu verwechseln.

Zu den schmerzlichen Erfahrungen der Romsey-Zeit gehörte vor allem der Ausschließlichkeitsstandpunkt der damaligen anglikanischen Kirche gegenüber den Freikirchen und sonstigen evangelischen Gemeinschaften. Es galt als unschicklich, ja treulos, den damals gerade allgemein bekannt werdenden Spurgeon zu hören oder zu den Methodisten zu gehen. Wie ganz anders hatte sie in Jerusalem im väterlichen Hause den Gedanken der evangelischen Allianz verwirklicht gesehen! Wenn auch in Romsey direkt nichts von der großen Erweckungsbewegung zu spüren war, die in den Jahren 1859/61 im Norden Englands und besonders in Schottland und Irland stattgefunden hatte, so hat Dora Rappard doch auf Besuchen bei Freunden in einer anderen Grafschaft den Ernst und die Kraft dieser Bewegung kennengelernt. Diese Erweckung, von der auch Chr. F. Spittler auf einer Besuchsreise einen tiefen Eindruck bekam, war nicht infolge von besonderen Predigten entstanden, sondern in kleineren Gebetskreisen; dadurch hatte sich in den Gemeinden die Laientätigkeit sehr stark entwickelt.

Es war gewiß nicht leicht, nach 11 Monaten solcher selbständigen Wirksamkeit mit ihren reichen Erfahrungen wieder als Haustochter ins Elternhaus zurückzukehren. Aber eine neue beglückende Tätigkeit half

über die Schwierigkeiten hinweg. Der Vater hatte eine Schule eröffnet, in der neben Mohammedanerinnen und griechisch-katholischen Christenkindern auch einige Jüdinnen und Protestantinnen in den Anfangsgründen des Wissens unentgeltlich unterrichtet wurden. Dora übernahm die Leitung dieser Schule. Bis 1866 konnte sie den Unterricht halten; dann beraubte sie ein Kehlkopfleiden zeitweilig ihrer Stimme, da das Unterrichten in arabischer Sprache mit ihren rauen Kehlkopflauten eine große Anstrengung war. Ihre Schwester Maria übernahm dann die Schule.

Zu der körperlichen Anstrengung kamen in diesen Jahren seelische Belastungen hinzu; fast ständig litt sie unter Kopfweh und Schwächezuständen. Wir wissen heute von der engen Verbundenheit von Leib und Seele, so daß wir es wohl verstehen können, daß Zweifel und Anfechtung es in jenen Jahren nicht zu einem freudigen Leben in der Heilsgewißheit kommen ließen. Dora schreibt über diese Zeit:

„Am 22. Februar 1863 hörte ich eine Predigt über die Apologie des Christentums. Ich war tief und freudig bewegt. An meinem Fensterlein kniend dankte ich Gott in der Abendstunde, daß ich nicht nur gedankenlos (wie wir gemahnt worden waren) die Wahrheit des Christentums angenommen, sondern daß ich die Kraft desselben erfahren habe.“

Es zeigt sich, daß es auch bei ihr um jene Frage ging, um die es im Pietismus immer gegangen ist, nämlich um die Spannung zwischen Lehre und Leben oder also um den Glauben als das Fürwahrhalten von lehrhaften Wahrheiten und den Glauben als persönliche Begegnung, die Gehorsam fordert. Dabei geht aus ihren Worten hervor, daß von einer antidogmatischen Haltung oder Ablehnung des Verstandesmäßigen keine Rede sein konnte, vielmehr ging es um die Zurückführung des intellektuellen Zweifels auf seine eigentliche Wurzel. In ihren „Lichten Spuren“ gibt sie

in dem Kapitel „Hirten und Lehrer“ ein Gespräch mit Pastor Valentiner, dem lutherischen Pfarrer in Jerusalem, wieder:

„Angeregt durch eine geistesmächtige Predigt des treuen Seelsorgers hatte ich eine Unterredung mit ihm gesucht und ihm eine intellektuelle Anfechtung geklagt, von der ich Befreiung verlangte. Mit großer Treue suchte er mich darauf hinzuweisen, daß wohl eine innere Entfernung von Gott die Ursache des Leidens sein könnte. Ich mußte ihm recht geben und fügte hinzu: ‚Ich habe schon oft gebetet, daß Gott mich ganz los machen wolle.‘ Da sagte er ernst und liebevoll: ‚Sie haben wohl darum gebetet, aber haben Sie es auch wirklich *gewollt*?‘ Im ersten Augenblick war mir diese Frage befremdend. Aber je mehr ich darüber nachdachte, desto deutlicher sah ich, daß mein Wille in der Tat nicht ganz lauter, nicht völlig auf Gottes Seite war. Und diese einfache und treugemeinte Mahnung half mir zu völligerem Sieg und tieferem Erfassen der Gnade. Wie oft hat in der Folge diese Frage in meiner Seele widergeklungen: Willst du wirklich frei und los sein? Willst du dein eigenes Leben in den Tod geben? Willst du hassen und lassen alles, was ungöttlich, was dem Herrn zuwider ist? Soll er über dich verfügen können ganz und gar? Willst du ihm allein gehören, ihm allein dienen, sein Kreuz auf dich nehmen täglich und ihm folgen, wohin er geht? *Willst du?*“

Man hat hier schon von einem typisch pietistischen „Voluntarismus“ geredet, damit ist gemeint, daß der menschliche Wille das Ergreifen der Gnade garantiere; nur vergißt man dabei, daß das personale Verhältnis des Glaubens an Gott unsern Willen zu einer echten Entscheidung geradezu erfordert. Bei Dora Rappard ging es um die Beantwortung der Frage Jesu: „So jemand will des Willen tun (der mich gesandt hat), der wird innewerden, ob diese Lehre von Gott sei“ (Joh. 7, 17).

Wie fern aller seelischen Frömmigkeit ihr Erleben war, zeigt sich auch daran, daß ihr das Gnadenmittel des Sakraments, das heilige Abendmahl, der starke Halt in ihrer Anfechtung wurde:



„Es ist nicht gut, viel davon zu reden. Ich habe gerungen mit Gott. Als acht Tage darauf das Abendmahl sollte gehalten werden, fühlte ich mich zu unwürdig, um dazu zu nahen. Bis drei Uhr morgens lag ich auf meinen Knien und wollte nicht aufstehen, bis volles Licht da wäre. Etwas Licht kam, und zwar gerade von dem Abendmahl selbst. Dieses Mahl des Herrn war doch, so sagte ich mir, ein sichtbares, greifbares Zeichen von der Realität des Todes und der Auferstehung Jesu Christi. Diese Seite des Abendmahls ist mir stetsfort eine besondere Stärkung gewesen.“

Wie wenig das Gefühl dabei mitspielte, gesteht sie selbst: „Zu einem *freudigen* Genuß der Gnade wie in früheren Jahren kam es aber nicht.“

Bei den gesellschaftlichen Verpflichtungen, die es für die Töchter des Bischofshauses gab, war es für Dora gewiß nicht leicht, die genaue Unterscheidung zu treffen zwischen erlaubten Freuden und solchen, die der Gemeinschaft mit Gott im Wege standen. Daß sie mitten umgeben vom Reiz dieser „Welt“ die Gefahr spürte, „von Eitelkeit, Gefallsucht und Scherz“ wieder gefangengenommen zu werden, war keine Neigung zu ängstlicher Askese, sondern der tief beunruhigte Eindruck auf Grund praktischer Lebensbeobachtung.

Daß diese Jahre äußerlich viel Schönes brachten, bezeugen ihre Reiseberichte vom „Land der Bibel“, auf die wir nur kurz hinweisen wollen. Im Juni 1860 durfte sie ihren Vater auf einer Visitationsreise nach Ägypten begleiten. Mehrere Reisen unternahm sie auch in Begleitung des preußischen Konsuls und seiner Frau, so vor allem eine längere nach Beirut, zum Libanon und nach Damaskus. Es ist nicht möglich, all die Eindrücke mit ihrem reichen Erleben hier zu schildern; ihre Schwester hat das in humorvoller Weise in „Skizzen aus meiner Jugendzeit“ (Basel 1917) getan. Ihre Tagebuchblätter zeigen, wie weltoffen ihre Gott zugewandte Naturbetrachtung war und wie dankbar sie der Schöpfung in ihrer Schönheit und Pracht gegenüberstand; andererseits sehen wir aber auch ihre

innere Freiheit von der Umwelt. Bezeichnend ist eine Notiz über einen musikalischen Abend mit anschließendem Ball, zu dem sie der englische Generalkonsul in Beirut eingeladen hatte:

„Um zehn Uhr fingen sie an zu tanzen. Es war das erstemal, daß ich tanzen sah, und ich war ganz erstaunt, daß es mich so gleichgültig ließ. Einige der Tänze belustigten mich, und besonders die Quadrille sah aus wie ein Kinderspiel. Mr. und Mrs. Eldridge amüsierten sich sehr darüber, daß wir noch nie einem Ball beigewohnt hatten, und meinten, ich sollte tanzen lernen. Als ich ihn aber fragte, ob mich das besser oder klüger machen würde, konnte er nicht ja sagen.“

Noch viele andere Reisen könnten aufgezählt werden. Dora hat im Laufe der Jahre das Heilige Land von Dan bis Hebron — das war für sie der südlichste Punkt — kennengelernt; aber auch nach Osten an den Jordan und nach Westen bis zur klippenreichen Küste des Mittelmeers ist sie gekommen. Vier Wochen verbrachte sie auf dem Karmel; Genezareth, Kapernaum, Tiberias, Nain, Tabor, Jesreel sind nur einige Orte, die ihr lieb wurden. Doch über allem leuchten die Erinnerungen an Jerusalem und seine nähere Umgebung, vor allem an Gethsemane. So aufgeschlossen sie für alle Schönheit war, so vergaß sie doch jenes arabische Sprichwort nicht:

„Wer in das Paradies kommen will, der gehe nicht nach Damaskus!“ Sie fügt hinzu: „Wir Christen würden es übersetzen: ‚Wer das himmlische Kleinod erlangen will, lasse sich nicht verstricken durch der Erde Schönheit und Pracht!‘“

## Brautzeit

Auf der Rückreise von England nach Jerusalem im September des Jahres 1862 kehrte Dora mit ihren Eltern in Riechen, am Fuße der waldigen Bergeshöhe St. Chrischona, bei Freunden ein. An einem der Sonntage fand auf St. Chrischona gerade die Einsegnungs-

feier statt. Mit ihrer Freundin Hanna Bischoff, der späteren Frau Sarasin, stieg Dora den steilen Waldweg hinan zum „Kirchlein auf dem Berge“. Es war das erste Mal, daß sie an dem Ort war, der für 55 Jahre die Stätte ihrer Wirksamkeit werden sollte; hier aber fand zugleich auch die erste Begegnung mit dem Mann statt, mit dem sie 41 Jahre lang in innigster Verbundenheit dem Werk der Pilgermission dienen durfte:

„Nach der Feier trat ein hochgewachsener, vornehm aussehender ‚Bruder‘ zu uns und lud uns zu einer Tasse Kaffee in den Speisesaal ein. Hanna flüsterte mir zu: ‚Das ist der junge Herr Rappard vom Löwenstein‘ und teilte mir einiges von der Familie mit.“

Das zweite Mal sah sie ihn in Jerusalem. Er war im Jahr 1864 auf St. Chrischona eingesegnet worden und dann noch ein Jahr zu weiterer Ausbildung in England und Schottland gewesen. Im Blick auf seine Arbeit in Ägypten, für die er bestimmt war, hatte er in Leonberg in Württemberg durch Dekan Wächter die kirchliche Ordination erhalten.

Chr. F. Spittler hatte zusammen mit Dr. Krapf, dem unermüdlichen Pioniermissionar in Ostafrika, der schon mit Gobat in Abessinien gewirkt hatte, das abenteuerliche Unternehmen der „Apostelstraße“ geplant. Von Alexandrien und Kairo den Nil aufwärts bis Abessinien sollte eine Kette von zwölf Missionsstationen angelegt werden, der später noch eine zweite Kette von zwölf Stationen, die „Prophetenstraße“, folgen sollte. Es hatte sich herausgestellt, daß die wenigen unter Bischof Gobat arbeitenden Missionare so abgeschlossen waren, daß eine derartige lebendige Verbindung als wünschenswert erschien. Im Jahre 1860 wurde ein erster Anfang gemacht, und in den folgenden Jahren wurden die Stationen St. Matthäus in Alexandrien, St. Markus in Kairo und andere gegründet.

Heinrich Rappard war für die erste Station der

Apostelstraße bestimmt. Der Ordnung gemäß hatte er sich zunächst dem Lokalkomitee in Jerusalem, dessen Vorsitzender Bischof Gobat war, vorzustellen. Da sah Dora ihn wieder, nicht ohne einen tiefen Eindruck von ihm zu bekommen. Zwei Familienereignisse bewegten ihn in jener Zeit sehr. Seine Schwester Adèle, die im Heiligen Land Missionsdienst tat, verheiratete sich mit dem Missionskaufmann Joh. Hermann in Jerusalem. Schwer aber traf ihn die Nachricht vom Heimgang seines Vaters.

Als Dora wegen ihres Kehlkopfleidens eine Einladung von einem schottischen Pfarrerspaar nach Ramleh bei Alexandrien erhielt, begegneten sich die beiden wieder. Bei einer gemeinsamen Wagenfahrt zum Krankenhaus der Kaiserswerther Diakonissen war es ihr peinlich, daß er die Kosten übernehmen wollte. Aber

„mit der allen später so bekannt gewordenen Handbewegung sagte er freundlich: ‚Durchaus nicht!‘; ich erwiderte: ‚Nun denn, so kann ich nur bestens danken.‘ Die beiden Stichworte ‚Durchaus nicht!‘ und ‚Nun denn!‘ sind unvergeßlich und charakteristisch geblieben“, schreibt Dora.

Nur dadurch, daß Rappard in Alexandrien eine Schule gegründet hatte, war es ihm gelungen, festen Fuß zu fassen. In einer großen „Okella“, einem im Viereck gebauten Häuserkomplex mit mehreren Wohnungen, fand er die geeigneten Räume, wo er mit einem schweizerischen Lehrer, Joh. Bauder, bald 200 Schüler unterrichtete. Der immer größer werdende Junggesellenhaushalt entbehrte aber je länger desto mehr der weiblichen Fürsorge. Ohne daß Rappard selbst darum gebeten hatte, schrieb ihm Spittler, es würde ihn freuen, wenn die Pilgermissionsfamilie in Alexandrien bald eine Mutter bekäme.

Die Osterferien 1867 wollte Rappard bei Hermanns in Jerusalem verbringen. Ehe er sich nach Jaffa einschiffte, ging er in sein Kämmerlein und betete:

„Herr, du weißt es, ich habe einen Bund gemacht mit meinen Augen, daß ich nicht schauen wolle auf eine Jungfrau. Du hast mir Gnade gegeben, den Bund zu halten. Nun ist die Zeit gekommen, da ich, auch nach der Mahnung meiner Vorgesetzten, eine Gehilfin haben sollte. Darum löse ich vor dir den Bund auf, den ich vor dir gemacht habe, und bitte dich in Einfalt: Laß mich schauen die Jungfrau, die du mir geben willst!“

Er ahnte nicht, daß zur selben Stunde ein junges Mädchenherz in Jerusalem betete:

„Lieber Heiland, behüte du selbst mein Herz, daß keine Liebe darin erwacht, als wo du selbst sie haben willst!“

Und das war so gekommen. Die Bischofsfamilie traf Vorbereitungen, nach Ostern nach Europa zu reisen. Dora hatte bei Besorgungen Joh. Hermann getroffen, der ihr mitteilte:

„Eben haben wir einen Brief von meinem Schwager Heinrich erhalten, der seinen baldigen Besuch meldet; heute abend schifft er sich in Alexandrien ein.“

Da hatte sich mit Macht die Liebe in Doras Herz geregt, die so bald Erfüllung finden sollte.

Samstag vor Palmsonntag kam Rappard in Jerusalem an und machte sogleich dem Bischof einen Besuch. Er fand ihn mit seiner Frau und den Töchtern auf der Zinne seines Hauses. Der Gast wurde freundlich begrüßt, und sein Auge ruhte auf einer der Töchter. Da wurde es ihm gewiß, daß er hier die erbetene Lebensgefährtin finden sollte. Am Ostermontag ließ er durch seinen Schwager beim Bischof anfragen, ob die Hand seiner Tochter Dora noch frei sei und ob er die Erlaubnis bekäme, um sie zu werben. Der Vater erwiderte, von seiner Seite sei kein Hindernis:

„Seine drei Bedingungen für die Verheiratung seiner Töchter seien, daß der Bewerber ein wahres Gotteskind sei, daß er eine Stellung habe, die ihm erlaube, eine Familie angemessen zu erhalten, und daß gegenseitige Liebesneigung vorhanden sei. Über letzteren Punkt müsse er mit mir reden“, berichtet Dora. „Unterdessen hatte Adèle Hermann,

die ich nach dem Gottesdienst getroffen, mir ohne viele Worte alles verraten, und mein Herz war voll Glück und Sonnenschein.“

Am nächsten Morgen reiste die Braut mit ihren Eltern ab; monatelang haben sich die Brautleute nicht gesehen, um so tiefer spiegeln die Briefe ihre innige Verbundenheit wider.

Schon hier bei der Verlobung soll ein Wort über die Auffassung Heinrich und Dora Rappards von der Stellung von Mann und Frau zueinander gesagt werden. Es dürfte deutlich geworden sein, daß diese Verbindung ihr Zustandekommen durchaus nicht der als typisch „pietistisch“ gekennzeichneten Geisteshaltung verdankt. Schon allein die dritte Bedingung des Bischofs für die Verheiratung seiner Töchter, daß gegenseitige Liebesneigung vorhanden sein mußte, schließt es aus, daß Unbekümmertheit, Verdrängung der natürlichen Motive, des Eros, in der Wahl des Gatten gefordert wird. Daß solche Verzerrungen vorkommen, soll nicht geleugnet werden; bei Heinrich und Dora Rappard sehen wir aber nichts von jener unnatürlichen Einstellung, schlechthin „alle Begierden zu überwinden und die Lust an allen Dingen zu verleugnen“, wohl aber weiß man etwas von der „Sündenmacht“, die gerade die Liebe zwischen Mann und Frau zu einer besonderen Gefahrenzone macht.

Wir finden bei beiden eine durchaus freie und gesunde Einstellung der Geschlechter zueinander, und gegenüber der Leiblichkeit besteht durchaus nicht eine so große Skepsis, wie man es hier und da feststellen möchte. Daß hier genügend „Konfliktstoff“ vorhanden ist, dürfte sich nicht nur bei den „Heiligungschristen“ bemerkbar machen, aber deshalb war die Stellung zur bräutlichen Liebe und Ehe durchaus nicht gebrochen und inkonsequent. Gegenüber der heutigen Unsicherheit und dem Mißbrauch, die das Geschlechtliche nur durch falsche und einengende Vorstellungen über die

Sexualität erfaßt, sehen wir bei Dora und Heinrich Rappard eine Haltung, die den Geschlechtsunterschied nicht als Folge der Sünde ansieht, sondern ihn als Schöpfungswillen Gottes bejaht, damit sich Mann und Frau ergänzen in der gegenseitigen Gehilfenschaft, die sich in der personalen Liebe vollendet, so daß sie in der leiblich-seelischen Gemeinschaft ihre höchste Erfüllung findet.

Die Gefahr besteht, daß die Liebe zu Gott die irdische Liebe beeinträchtigt; aber es gilt, in der „Polyphonie des Lebens“ alle anderen Stimmen als Kontrapunkte erklingen zu lassen, die auf die Liebe zu Gott als „cantus firmus“ bezogen sind (Dietrich Bonhoeffer). Wie stark bei Heinrich und Dora Rappard die irdische Liebe, ohne sie zu schwächen, vielmehr sie zu erfüllen, auf den „cantus firmus“ bezogen war, geht aus den Brautbriefen hervor:

„Es ist etwas so Schönes, daß ich Dich lieben darf; ich habe gar nicht geahnt, wie schön es ist und wie reich es einen macht. Und doch bin ich so froh, daß ich gerade, ehe dies wundervolle Glück kam, mich ganz und gar mit meiner Zukunft und meiner Liebe dem Herrn anbefehlen konnte und es fühlte, daß ich, wenn ich ihn nur habe, nichts anderes brauche . . . Bei aller Liebe zu Dir fühle ich es tief, daß er mir doch der Unentbehrlichste ist von allen“, schreibt Dora.

So dürfen wir feststellen, daß das Diesseits nicht vorzeitig aufgehoben wird; wohl aber erfuhren die beiden, daß Christus sie in der Mitte ihres Lebens faßte, von der aus auch ihre irdische Liebe Inhalt und Ziel bekam; das geht aus einem Brief von ihm an sie besonders deutlich hervor:

„Es ist ein großer Unterschied zwischen der Freude des Weltmenschen und der Freude des Gotteskindes. Der erstere sucht sein Glück in den Dingen dieser Welt und findet es. Das Gotteskind wird vielleicht versuchen, es da zu finden, aber niemals wird es ihm gelingen. Nein: für uns ist das Los gefallen. Nie kann die Welt uns die Freude geben, die sie ihren Kindern gibt. Wir könnten nach außen glücklich

scheinen, aber eine Stimme in unserm Herzen würde uns immer sagen: Ihr seid nicht wahrhaftig froh. Unser größtes irdisches Glück, sogar das Glück unserer Vereinigung, wird uns nur dann recht erfreuen, wenn wir in Jesu sind. Ich danke Gott, daß er unsre Herzen so verändert hat, daß sie sich nicht lange freuen können an irgend etwas Vergänglichem, sondern daß eine Beängstigung uns immer wieder zu den Füßen Jesu hintreibt, wo es uns allein so ganz wohl ist.“

Daß sie beide Gott in dem fanden und liebten, was er ihnen gerade gab, zeigt das überwältigende irdische Glück, das sie über den Tod hinaus tief genossen haben. Gott hat es aber dann auch nicht an Stunden fehlen lassen, in denen sie daran erinnert wurden, „was man so gern vergißt, daß diese arme Erde nicht unsre Heimat ist“.

Daß ihnen Anfechtungen nicht erspart geblieben sind, braucht nicht verschwiegen zu werden. Es ist aber eine Art übler Genugtuung, zu wissen, daß jeder seine Schwächen und Blößen hat. Wir werden noch davon zu sprechen haben, daß hier Gefahren der „Heiligungsbewegung“ vorliegen mögen; aber wir sollten uns angesichts der geschlechtlichen Entartung unsrer Zeit hüten, Satan mit Beelzebub austreiben zu wollen. In solchem Zusammenhang schreibt Rappard an seine Braut:

„Realität des Lebens ist Realität der Sünde, die alles so verdorben hat, daß wir diese Erde nicht unsre Heimat nennen dürfen. Das neue Leben, das durch die Gnade Gottes in uns gewirkt ist, macht uns die Erde nicht zu einem Paradies, wohl aber den Himmel zu einem Ort der Seligkeit für unsre Seelen, wenn wir uns treu hindurchgekämpft haben.“

Auch muß noch hervorgehoben werden, wie sie sich beide von Anfang an in die Ordnung hineingestellt haben, die Gott für den Ehestand gesetzt hat. Da mag manches heutigen Ohren sehr altmodisch klingen; aber es ist der Beginn der Auflösung und des Zerfalls aller menschlichen Lebensordnung, wenn das Dienen der Frau als Zurücksetzung ihres Wertes empfunden und



die Stellung des Mannes als Herrentum gewertet wird. Wie Rappard darüber denkt, geht aus folgenden Worten an seine Braut hervor:

„Weißt Du, was wir tun wollen, um immer recht lieb miteinander zu sein: Es gibt in der Bibel viele Stellen, die von den gegenseitigen Pflichten der Ehegatten reden. Nun werde ich diejenigen Stellen beherzigen, die von den Pflichten des Mannes handeln, und Du wirst diejenigen beherzigen, da von den Pflichten der Frau dem Manne gegenüber gesprochen ist. Bei vielen geschieht das Gegenteil. Der Mann kennt nur die Stellen, die es ihm sagen, was seine Frau ihm schuldig ist. So hat es aber Gott nicht gemeint. Jene Worte sind an das Weib gerichtet und nicht an den Mann.“

Dora aber faßte den Dank an den Herrn über ihr Glück in die Worte:

„Du führst mich nun auf sanftem, lichtem Pfad;  
wie innig wohl ist mir!  
O schenk mir doch durch deine große Gnad',  
zu bleiben stets bei dir!  
Denn nicht an diese Erden  
soll fesseln mich mein Glück;  
es soll ein Steg mir werden  
zu dir, mein Heil, zurück.“

## Früchte des Sommers

### Die Gehilfin des Mannes

Was Dora Rappard über den Abschied aus dem Elternhaus und dem vielgeliebten Land und der Heiligen Stadt schreibt, zeigt, wie stark sie die Wende zu den Frauenjahren ihres Lebens empfand:

„An einem schönen Apriltag des Jahres 1867 war es. Eben hatte man Ostern gefeiert, und Scharen von Pilgern machten sich auf den Weg, ihre Heimstätten wiederaufzusuchen. Da ritten auch wir frühmorgens zum Jaffator hinaus, dem Westen zu. Der bunte Blumenflor unsrer Hügel und Täler war schon größtenteils dahin, und das kurze Gras nahm jene gelblich-braune Farbe an, die man in Palästina

nur zu gut kennt. Ein guter, ausgiebiger Spätregen war gefallen, und die schwellenden Kornähren ließen auf Ende Mai eine gute Ernte erhoffen . . . es war der letzte Tag im Lande meiner Jugend. Und dennoch war nicht Schmerz, sondern Freude die Grundstimmung meines Herzens. Denn das Verlassen des geliebten Elternhauses war der erste Schritt zum Eingang in das neue Heim, das mich an der Seite eines geliebten und von Gott gesegneten Mannes erwartete. Wohl war noch alles in weiter Ferne. Wohl wußte ich beim Abschied nicht, daß es das endgültige Lebewohl sei. Aber die Entscheidung war doch schon gefallen, und in der Seele Harfe klang das Lied: Herr, du bist unendlich gut!“

Eine schöne, lange Seereise mit den Eltern und einer Schwester dem ganzen Mittelmeer entlang und durch die Meerenge von Gibraltar nach England bot erquickende Ausspannung. Dann ging es nach Deutschland. Dora aber fuhr weiter nach Iben, um Mutter Rappard und ihre Söhne und Töchter kennenzulernen. Endlich kam das heißersehnte Wiedersehen mit ihrem Verlobten, der Ende September von Ägypten her eintraf.

Die Hochzeit fand im geliebten Beuggen am 28. November 1867 statt. Der Vater segnete das Brautpaar nach anglikanischem Ritus ein, und Onkel Reinhard Zeller leitete die Nachfeier. Es war ein Tag der Freude, der Anfang eines unermeßlichen Segens.

„Es ist mir immer groß vor der Seele gestanden, daß das Weib geschaffen wurde, um *Gehilfin* zu sein, und daß es des Geschöpfes höchste Ehre sein muß, *das* zu werden, wozu es der Schöpfer bestimmt hat. Ich meine, das bewahre auch den Frauen ihren schönsten Schmuck: die Weiblichkeit.“

Dies Bekenntnis, das sie auch in ihren „Richtlinien“ für Frauenarbeit im Reich Gottes an erste Stelle gesetzt hat, hat Dora Rappard wahrgemacht in 42 Jahren gemeinsamen Lebens mit Heinrich Rappard. Diese Ehe wurde in tiefstem Sinn ein Bund der Leiber und der Seelen, wo Mann und Frau in Geistesgemeinschaft dem Herrn dienen und leben.

Die erste Etappe ihrer Hochzeitsreise war merkwürdigerweise St. Chrischona, das schon nach Jahresfrist

die Stätte ihres gemeinsamen Lebenswerkes werden sollte. In Basel sahen sie noch Chr. F. Spittler, der sterbend ihnen Segensworte mitgab und dann wenige Tage später heimging. Aber dann ging es „hinab nach Ägypten“, wie die alten Israeliten zu sagen pflegten. Nach überaus stürmischer Überfahrt kamen sie Mitte Dezember in Alexandrien an. „Mit selten ritterlicher Freude“ begrüßte die Tischrunde der St. Matthäus-Station die junge Hausmutter. Aber schon im April 1868 siedelten die „Pilgermissionare“ über zur St. Markus-Station nach Kairo, da die kleine Gemeinde der deutsch-schweizerischen Kolonie sich Rappard als Prediger und Seelsorger erbeten hatte. Das arg vernachlässigte und baufällige Haus im arabischen Teil der Stadt hatte in wenigen Wochen ein behagliches Aussehen.

Die Missionsarbeit, die die „Gehilfin ihres Mannes“ tun durfte, war ihr von Jerusalem vertraut; vor allem war es der Unterricht an den Kindern, dann auch Besuche bei einheimischen Frauen, namentlich in den mohammedanischen Harems. Aber auch die von den Eltern ererbte Liebe zu Abessinien fand ihre Betätigung. Die Missionarsfamilien, die in beispielhafter Hingabe unter den jüdischen Falascha gearbeitet hatten, waren von dem grausamen Wüterich König Theodor jahrelang in schmachvoller, drückender Gefangenschaft auf der Bergfeste Magdala gehalten worden, bis sie durch ein englisches Heer unter Lord Napier befreit wurden. Welch eine Freude war es für Rappards, sie im Frühjahr 1868 in ihrem Heim in Kairo zu begrüßen und ihnen viel Gutes zu tun!

Im Land der Pharaonen wurden auch die alten Denkmäler vergangener Zeiten besucht. Man ritt zu den Pyramiden von Gizeh und besuchte zusammen mit Pfarrer Adolf Sarasin, dem alten Basler „Volksboten“, die Sonnenstadt Heliopolis. Doch bald galt es, von Kairo Abschied zu nehmen. Zeitlebens blieb dem jun-

gen Paar eine wehmütige Erinnerung an diese Stadt mit ihrem eigenartigen Zauber, der malerischen Zita-delle, den ungezählten Minaretts, den luxuriösen Gärten, den breiten Alleen und engen Gassen, wo sie doch auch so viel Sünde und Not gesehen hatten. Unvergesslich war ihnen der Augenblick, wo die für das ganze Land so wichtige Freudenbotschaft ertönte: Der Nil überflutet die Ufer! Alle Dämme wurden geöffnet, und durch die Gräben ergoß sich das fruchtbringende Wasser des Nils. Das Bild prägte sich ihnen als Gleichnis für ihre Arbeit ein:

„Der Segen, das Lebenswasser, kommt von oben. Gott allein kann es geben. Aber Schleusen öffnen, Hindernisse wegräumen, Gräben machen, das können und sollen wir, sowohl im eigenen Herzen und Leben, als auch in den Arbeitsfeldern, die uns vertraut sind.“

## Der Ruf nach St. Chrischona

Von St. Chrischona kamen ernste Nachrichten. Kaplan Schlienz, der Hausvater, war heimgegangen; sterbend hatte er gebetet: „Meister, laß dein Werk nicht liegen!“ Noch andere schwere Fügungen hatten die Anstaltsfamilie hart getroffen; sie war verwaist und ihrer Lehrer beraubt. Schon hieß es: „Mit St. Chrischona geht es jetzt zu Ende!“ Auch in Kairo war das Herz des Pilgermissionars tief bekümmert. Da erhielt er im Mai einen Brief vom Nachfolger Spittlers, Jak. Ludwig Jaeger, mit der Berufung zum Vorsteher der Anstalt:

„Du nanntest Dich in Deinen Briefen an Herrn Spittler seinen getreuen Pilgersohn und schriebst mir von Deiner lieben Frau, sie sei eine treue Pilgerseele. Das ist es, was wir für St. Chrischona brauchen.“

Bereits am 7. August verließ Rappard mit seiner Frau Ägypten,

„wohl etwas in der Gesinnung der Jünger, von denen es Mark. 10, 32 heißt: ‚Jesus ging vor ihnen her, und sie folgten ihm nach und fürchteten sich‘; doch aber auch mit dem freudigen Glauben an des Meisters Wort: ‚Seid getrost: Ich habe die Welt überwunden!‘“

Am Morgen des 29. August 1868 zogen die neuen Inspektorsleute den steilen Pfad hinan zum St. Chrischona-Kirchlein, in dessen Schatten sie fortan ihre Heimat finden sollten.

„An der Ringmauer der Kirche, oben an der ‚westlichen Treppe‘, die seither so manche denkwürdige Abschiedsstunde gesehen hat, waren die Brüder versammelt und begrüßten die Herantretenden mit dem Lied:

Der Herr ist fromm und treu und gut!

Wohl dem, der auf ihn trauet!

Ja, selig ist, wer auf Jehova baut  
und still in seiner Gnade ruht:

Der Herr ist fromm und treu und gut!

Durch Nacht führt er uns fort zum Licht,  
durch Sterben geht's zum Leben,  
und was er nimmt, das will er wieder geben.  
Drum, Knechte Gottes, zaget nicht:  
Durch Nacht führt er uns fort zum Licht!“

Damit begann auch für Dora Rappard ein ganz neuer Abschnitt ihres Lebens. Carl Heinrich Rappard blieb, wozu er sich berufen wußte: Evangelist; unter seiner Leitung wurde St. Chrischona die erste Evangelistenschule deutscher Sprachzunge. Dora Rappard aber machte aus der Anstalt ein Mutterhaus; sie wurde als die Gehilfin ihres Mannes die St. Chrischona-Mutter.

Der Anfang war nicht leicht. Manches mußte straflos organisiert werden. Da zeigte sich, wie gut es war, daß sich das angeborene Herrschertalent bei Rappard mit wohlthuender Mäßigung paarte. Von Gehalt war zunächst nicht die Rede; erst waren die Schulden abzutragen. „Gläubig beten und einfach leben“ war die Devise. Die Mahlzeiten wurden mit den Brüdern eingenommen, und am ersten Weihnachtsfest wurde kein

Heller für Geschenke ausgegeben. Das Inspektorspaar wohnte zuerst in drei Zimmern der „Alten Heimat“, um dann ins „Kirchheim“ überzusiedeln, das im Jahre 1863 errichtet worden war.

Inspektor Rappard hatte natürlich sofort ein überreiches Maß von Arbeit; aber da es bisher keine „Frau Inspektor“ gegeben hatte, war für Dora Rappard zunächst keine bestimmte Aufgabe im Anstaltsleben da. Was sie in dieser Zeit gelernt hat, erzählt sie selbst:

„Eine eigene Häuslichkeit hatte ich nicht, und die Posten in der Anstalt waren alle versehen. Aus einer reichen Missionstätigkeit kommend, war es nicht ganz leicht, etwas nutzlos auf der Seite zu stehen. Klagen wollte ich nicht; aber etwas von dieser Stimmung mußte doch in einem Brief an meine alte Tante Sophie in Préfargier durchgesickert sein; denn sehr bald erhielt ich Antwort: ‚Mein Kind, wenn Du den Eindruck hast, Du habest keine volle und befriedigende Aufgabe, so rate ich Dir, das wenige, was Du zu tun hast, so gut und vollkommen zu machen als nur immer möglich, und wäre es auch nur einen Knopf an Deines Mannes Hemd zu nähen. Merke darauf, wo Du helfen und dienen könntest! Tue auch das Kleinste mit Eifer als für den Herrn, und Du sollst sehen, wie reich das Tagewerk wird, das er Dir anvertraut.‘“

Und in der Tat, sie brauchte nicht lange zu warten, es kamen bald Aufgaben genug, und ihr Tagewerk wurde überreich. Jedoch dürfte es nicht leicht sein — und das wäre auch nicht in ihrem Sinne —, ihren Anteil an der Lebensarbeit ihres Mannes im einzelnen aufzuzeigen, weil vieles, vor allem auch an geistiger Arbeit, in der verborgenen Gehilfenschaft geschehen ist. Das Jahr 1871 brachte ihr den vollen Tätigkeitsbereich einer Anstaltsmutter, wobei sie sich um Küche, Wäscherei, Schlächtereie und vieles andere zu kümmern hatte. Aber als das schönste Amt, das ihr im Werk der Pilgermission zufiel, nennt sie das Kassenamt mit den „beredten Zahlen“. Nicht nur könnte von manchen Gebetserhörungen berichtet werden, sondern vor allem auch von den persönlichen Verbindungen mit etlichen

Reichen und vielen Armen, von Teilnahme an Not und Freude, die mit dieser Missionshauskasse zusammenhingen. 50 Jahre hat Dora Rappard diese Kasse verwaltet.

So verwuchs sie ganz mit dem Werk, das von Jahr zu Jahr nach innen und außen immer größer wurde. Die Zahl der Schüler stieg bis auf hundert; es mußten mehr Lehrkräfte gewonnen werden, und die Arbeitsgebiete dehnten sich aus. Neue Häuser, verschiedenen Zwecken dienend, wurden erstellt. Doch vor allem erwuchs ihr die ursprünglichste und schönste der Aufgaben einer Frau:

„die Pflege und Erziehung meiner Kinderschar. Zehn Kindleinschenke uns Gottes Güte; ihrer zwei kamen im Zwischenraum von zwei Jahren nur, um wieder von uns zu gehen. Ich hatte beim zweiten Fall die sehr bestimmte Empfindung, daß mein himmlischer Erzieher die Lektion, die ich beim ersten Male so mühsam gelernt hatte, durch die Repetition befestigen und verklären wollte.

Ich hatte mir mein Pilgerzelt  
zu fest hienieden aufgestellt,  
zu lieblich eingerichtet.  
Da kam mein Herr in Liebestreu'  
und riß heraus der Pfähle zwei,  
verschonte meiner nicht.

O Herr, der du mir brichst das Herz,  
so zieh es, zieh es himmelwärts  
mit meinen Kindlein fort!  
Und laß die holden Brüderlein  
in deiner Hand nun Pfähle sein,  
mich festzuhalten dort!“

„Wenn Gottes Winde wehen...“

Zu den vermehrten Aufgaben kam auch eine vermehrte Zurüstung zum Dienst, ein inneres Wachsen und Reifen. Es kamen die Tage „jener Gnadenheimsuchung des Herrn“, von der Dora Rappard im Lebensbild ihres Mannes ausführlich berichtet hat, die

nicht nur eine vorübergehende Erfahrung war, sondern die ihr ganzes weiteres Leben und Wirken ausgerichtet hat. Es ist hier nicht der Ort, zu den kritischen Stimmen über die „Oxford-Bewegung“ von 1874 Stellung zu nehmen; vielmehr geht es uns um den Anteil, den Dora Rappard an der umstrittenen Heiligungsbewegung jener Tage gehabt hat.

Als ihr Mann mit ihrem Schwager Paul Kober-Gobat die Reise nach England antrat, um an einer Reihe von Versammlungen teilzunehmen, die von dem Amerikaner Pearsall Smith gehalten wurden und die unter dem Thema „Heiligung durch den Glauben“ stehen sollten, mußte Dora Rappard an der Wiege eines drei Wochen alten Söhnleins zurückbleiben. Das empfand sie sehr schmerzlich; denn sie sehnte sich nach einer Vertiefung ihres Glaubenslebens. An Hand der Tagebücher schreibt ihre Tochter in dem Buch „Mutter“:

„Aber wunderbar, während in England der Geist Gottes wirkte und die einfache Verkündigung der vollbrachten Erlösungstat Jesu die Herzen also ergriff, daß bei den meisten gläubigen Zuhörern eine erneute Übergabe an den Herrn stattfand und sie sich im Glauben das volle Heil in Christo aneignen und täglich herrlichere Erfahrungen machen konnten, regte sich auch in der Seele der an der Wiege eines drei Wochen alten Söhnleins zurückgehaltenen jungen Mutter daheim neues Leben. Waren es die Gebete und Briefe ihres teuren Mannes, war es, daß sie sich in die Schriften von Pearsall Smith und seiner Gattin, auch von Goßner und Boos vertiefte, kurz, sie erkannte im Licht Gottes viel Sündiges, Ungeheiligt in ihrem Wesen. Die Tatsache ihrer Bekehrung im Jahre 1858 blieb bestehen; aber so manche Versäumnisse, Lauheit und irdische Liebe beugten sie in den Staub. Unter Tränen und viel Gebet lag sie vor Gott. Seit Jahren war immer wieder der Schmerz durchgebrochen, daß sie ihren Heiland nicht mehr habe wie ehemals; nun kam die Gnadenstunde. Mit großer Freude durfte sie ihrem Heinrich nach Oxford schreiben: ‚Das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden!‘ “

Viele Jahre später schrieb Dora Rappard über diese Segenstag:



„Es ist mir tief bewußt, daß jene Erlebnisse nur ein neuer Ausgangspunkt waren, ein gläubiges Erfassen der Siegeskraft, die Tag für Tag ausgelebt werden muß. Mit Schmerz und Scham erkenne ich es, wie weit ich zurückgeblieben bin hinter der göttlichen Offenbarung, die mir damals zuteil wurde. Aber eins ist mir unerschütterlich fest geblieben: daß Jesus eingekehrt ist bei mir, einem sündigen Menschen (Luk. 19, 7), und daß ich mit ihm schon hier das Leben habe.“

Als Rappard zurückkehrte, mußte er an manchen Orten — in Bern, St. Gallen, Genf, Straßburg, Schaffhausen und natürlich in Basel — von den Tagen in Oxford berichten. Dabei kam es in der ersten Allianzwoche in Bern auch zum ersten öffentlichen Dienst Dora Rappards in Frauenversammlungen; damit begann ihre „Frauenarbeit im Reich Gottes“ in größeren Versammlungen und auf Konferenzen. Auch hatte Rappard zusammen mit seinem Schwager Kober im Herbst 1874 eine Monatsschrift „Des Christen Glaubensweg — Blätter zur Weckung und Förderung des christlichen Lebens“ gegründet, die später ihre Fortsetzung fand in der Monatsschrift „Der Glaubensbote — Mitteilungen aus der Pilgermission“. Rappards treueste Mitarbeiterin wurde dabei, wie bei allen schriftlichen Arbeiten, seine Frau. In der Eingangsnummer heißt es:

„Das Kreuz Christi hat uns von der Strafe der Sünde frei gemacht; es ist auch das Mittel, durch das wir von ihrer Macht frei werden. Der Weg hierzu ist der Glaube, der uns mit Christus verbindet . . . Je näher der gläubige Christ dem Herrn, dem Urbild aller Heiligkeit, ist, desto mehr erkennt er den weiten Abstand, der noch zwischen ihm und seinem Heiland sich befindet, desto tiefer fühlt er seine Unvollkommenheit und die Mangelhaftigkeit seines Gehorsams. Er hat täglich zu bitten: ‚Vergib uns unsere Schulden!‘, selbst wenn er empfindet, daß Christus ihn nach dem Maß seines Glaubens vor offenbaren Sünden bewahrt. — Diese Blätter möchten zeigen, was für Hindernisse dem Glauben oft im Wege stehen, und möchten behülflich sein, alle die Schätze, welche das Wort Gottes für die Entwicklung ihres Geisteslebens darbietet, recht auszunützen. Endlich möchten

sie die Gläubigen davor behüten, den Standpunkt der Schrift zu erniedrigen bis zu dem, den ihre eigene fehlerhafte Erfahrung einnimmt, und sie dagegen lehren, ihr eigenes inneres und äußeres Leben zu dem Standpunkt der göttlichen Offenbarung erheben zu lassen in fortwährend wachsendem Licht, in Erkenntnis und Sieg über die Sünde und das eigene Selbst.“

Aber auch auf St. Chrischona in der Anstalt selbst wurde der Ruf zur „Heiligung durch den Glauben“ gehört. Über die „Stille Woche“ im November 1874 schreibt Dora Rappard:

„Es muß mit der Sünde energisch gebrochen werden. Ich las irgendwo den Ausdruck, in geringschätziger Weise gebraucht, von dem ‚hochfliegenden‘ Christentum jener Tage. Hätte der liebe Freund, der jenes Wort schrieb, einmal einer solchen Bodimstunde (Richter 2, 5) beigewohnt, er hätte nicht so sprechen können. Ja, es sind manche Seelen durchgedrungen bis zum Herzen Gottes hinauf, aber es ging zuerst hinab in die Selbsterkenntnis. Denn der Hohe und Erhabene wohnt bei denen, die zerbrochenen Herzens sind und sich fürchten vor seinem Wort.“

Gemeinsam besuchten dann Carl Heinrich und Dora Rappard die große Konferenz in Brighton im Juni 1875, die als Fortsetzung der Tage von Oxford gedacht war, an der etwa 50 deutsche und 15 schweizerische Pfarrer und Theologen, unter ihnen der kritische Missionswissenschaftler Gustav Warneck aus Halle, teilnahmen. Am Schluß des Berichtes über Brighton schreibt Dora Rappard:

„Nichts, gar nichts in uns selber, auch nicht das Werk Christi in uns, ist der Grund unserer Freude, nichts als er, nur er. Sein herrliches Erlösungswerk, das er für uns vollbracht hat, *das* ist der Grund des Friedens... Wir kehren mit lobendem Herzen von Brighton zurück. Wir freuen uns nicht der Menschen, noch der Orte, nicht unserer Gefühle, noch unseres Glaubens. Einer ist unsere Freude, unsere Hoffnung, der Hort unseres Heils: Jesus allein!“

Daß die Botschaft von der „Heiligung durch den Glauben“, die damals mit neuer und zündender Kraft verkündigt wurde, einer „Klärung und Ergänzung“

bedurfte, ist von niemandem so deutlich empfunden worden wie von Dora Rappard. Um so mehr hielt sie aber fest an der unumstößlich biblischen Wahrheit dieser „Lehre“. Daß P. Smith, der vor der Konferenz in Brighton auch nach Deutschland und der Schweiz gekommen war, die nüchterne biblische Linie nicht innegehalten hat, ist schon damals als schmerzlich empfunden worden. Aus ihrer Kenntnis der Kirchengeschichte hat Dora Rappard auf ähnliche Verirrungen hingewiesen, so besonders in der mittelalterlichen Mystik und der sogenannten Sichtszeit in der Herrnhuter Brüdergemeine.

Um so klarer hat sie die biblischen Wahrheiten hervorgehoben:

„Sehr treffend und darum dem Gedächtnis sich fest einprägend wurde (in Brighton) die Reihenfolge gezeichnet, die zu beobachten ist:

Tatsachen — Glaube — Erfahrung.

Wir sind geneigt, die Ordnung umzukehren. Wir möchten zuerst etwas erfahren, dann würden wir glauben, daß Gottes Zusagen wahr sind. Aber auf diesem Wege kommen wir nicht zur Klarheit und nicht zu einem bleibenden Frieden. Mit den Tatsachen unseres Heils fängt das Werk der Gnade an: Gottes unendliche Liebe, Jesu Versöhnungstod auf Golgatha, das Kommen des Heiligen Geistes. Unerschütterlich fest stehen diese Tatsachen, versiegelt durch Gottes Wort und Gottes Geist. An uns ist es, zu glauben, weil Gott es gesagt hat. Jesu vertrauen ist himmlische Ruh’.“

Da Dora Rappard, wenn auch in großer Zurückhaltung, so doch entscheidenden Anteil an der durch die Heiligungsbewegung gekennzeichneten Gemeinschaftsbewegung gehabt hat, ist es nötig, über ihre persönliche Erfahrung nachzudenken, worin sie denn die wesentliche Belebung und Befestigung ihres Glaubens gesehen hat.

Es ist eine nicht zu bestreitende Tatsache, daß gerade auf mehrtägigen Konferenzen und Tagungen sich gern das seelische Moment besonders stark ausbreitet;

aber nichts ist auch gefährlicher für die Arbeit im Alltag, wie auch für das gemeinsame Wirken im gemeinsamen Alltag. Bezeichnend ist es nun gerade für Dora Rappard, daß sie zwar zu verschiedenen Malen die beseligende Erfahrung echter christlicher Gemeinschaft machen durfte, daß sie aber ihre entscheidenden geistlichen Erlebnisse in der Einsamkeit vor Gott, mitten im Alltag gehabt hat. So war es bei ihrer Bekehrung, so war es auch bei der Vertiefung ihres Glaubenslebens. „An der Wiege des Kindes“, wobei ihr zudem bei der Abwesenheit ihres Mannes in der Anstalt vermehrte Verantwortung oblag, da hatte sie diese Erfahrung freudiger Glaubensgewißheit.

Wenn wir uns dem Erleben selbst zuwenden, so muß zunächst ein Wort dazu gesagt werden, wie es denn eigentlich zu dem Bewußtsein eines Mangels an Heiligung bei Dora Rappard hat kommen können. Es ist nur zu verständlich, wenn man meint, die elementarste Äußerung eines Wiedergeborenen sollte die Freude sein. Und solche Zeugnisse innerster Freude an der Gemeinschaft mit Gott enthält sowohl die Bibel wie das Kirchenlied und die gesamte Erbauungsliteratur; auch in Dora Rappards Liedern und Schriften können wir sie vielfältig finden. Andererseits aber wissen gerade die Menschen des Glaubens von schweren Anfechtungen, von Zeiten geistlicher Erschlaffung und Erschöpfung; es sind durchaus nicht nur die mystisch veranlagten Naturen, die meist genannt werden, sondern die Glaubenden, die durch solche tiefe Anfechtungsnot hindurchgehen. Um was es da geht, zeigt sich aus Worten Dora Rappards sehr deutlich:

„Wohl war er schon früher mein, — aber Liebe zur Kreatur, Selbstsucht und verborgener Unglaube versperreten ihm den Raum in meinem Herzen und bildeten eine Scheidewand zwischen ihm und mir.“ Oder: „Wieviel Halbheit, wieviel Weltsinn, wieviel Sünde wird noch geduldet in den Herzen, die doch eine gewisse Erfahrung der Gnade gemacht haben und sich zu Jesu Herde zählen! Wie wenig

Raum wird dem Heiligen Geist gegeben im täglichen Leben der Gläubigen! Wieviel Selbstsucht, Bequemlichkeit und Empfindlichkeit herrscht da, wo Jesus allein wohnen sollte!“

Die Anfechtung der Wiedergeborenen rührt daher, daß sie erst, wenn sie die Liebe Gottes in Jesus Christus erfahren haben, anfangen zu ahnen, was Sünde ist.

„Ja, die Vereinigung der Seele mit Jesus, dem Lebensfürsten, — das ist das Leben, das ist Gesundheit. Das Sündigen oder Nichtsündigen scheint mir eher ein Symptom zu sein . . ., und ich fürchte die Sünde am meisten darum, weil sie mich trennen würde von meinem Herrn. O wie sehr bedarf ich jeden Augenblick des vergebenden, reinigenden Blutes!“

Das Sündenbewußtsein ist eben keine natürliche und alltägliche Tatsache, sondern wird gewirkt vom Heiligen Geist. Deshalb versagt auch da, wo die Gotteswirklichkeit so mächtig in ein Leben hineintritt, jede psychologische Deutung. Die große reformatorische Entdeckung Martin Luthers auf seine Frage: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“ ist und bleibt das Fundament: „gerecht vor Gott allein, aus Gnaden um Christi willen, durch den Glauben“. Aber weil die Gemeinschaft mit Gott eine Realität ist, tritt die andere Frage unerbittlich vor den Glaubenden hin, die der große Lehrer der Gnade, Augustin, gestellt hat: Wie komme ich von der Macht der Sünde los? Der Weg dazu ist und bleibt der Glaube, aber nicht als eine rationale Angelegenheit, sondern als gelebter Glaube. Paulus hat das so ausgedrückt: „Ich lebe; doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ Nicht alle wagen es ihm im Glauben nachzusprechen, aber in Dora Rappard lebte dies Wort als Ziel und Sehnsucht, weil Jesus verheißen hatte: „Ich in euch und ihr in mir.“

Die Zuversicht, dies zu glauben, wird geschenkt durch das, was Christus getan hat. So ist „Rechtfertigung und Heiligung“ ein Ganzes, aber dieses Ganze ist durchzogen von der Spannung zwischen „Sein“ und „Sollen“ (Indikativ-Imperativ).

„Wir können uns nicht selbst heilen, aber einer ist da, der es kann und tun will. Er hat es getan. Was dem Gesetz unmöglich war (nämlich uns zu befreien von dem Gesetz der Sünde und des Todes), *das tat Gott* (Röm. 8, 3). Die Heiligung geschieht durch ihn, durch den Glauben an ihn. Er hat den Feind überwunden. Er *hat* unsere Sünde selbst geopfert an seinem Leibe auf dem Holz, auf daß wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben; durch des Wunden wir sind heil worden (1. Petr. 2, 24).“

In der Spannung zwischen „Sein“ und „Sollen“ ist ein Weiteres begründet, nämlich daß es sich nicht um einen einmaligen Akt handelt, der den Menschen ein für allemal in den Zustand des Geheiligtseins versetzt. In ihrem Buch „In der Felsenkluft geborgen“ sagt Dora Rappard in dem Kapitel „Völlige Übergabe“ (2. Kor. 8, 5) dazu:

Die „völlige Übergabe“ ist als „Ausgangspunkt“ ein einmaliger Akt, „der durch die Macht des Heiligen Geistes geschieht, aber zugleich die ganze Energie des Willens erfordert“. Die „Wahrheit“ aber der Übergabe zeigt sich daran, ob sie auch eine „fortlaufende Tat“ ist. „Nun gilt es, sich fort und fort dafür zu halten, daß man der Sünde abgestorben und ein Eigentum Jesu sei.“ Als Beispiel führt sie die Ehe an: „Einmal stellt der Bräutigam seine Anfrage, und einmal gibt die Braut ihm ihr Jawort hin. Die Übergabe, die Vermählung, geschieht einmal und gilt für immer. Und doch beginnt da erst das eigentliche Zusammenleben. Tatsächlich wird die Übergabe immer völliger, indem der Wille der Gattin immer mehr aufgeht im Willen ihres Mannes. Ihr Leben ist eine ganze Kette von hingebenden Taten, die ihr keine Last, sondern eine Lust sind, und somit bezeugt sie durch ihr ganzes Wesen, daß jene erste Übergabe eine Realität war.“ In ihren „Lichten Spuren“ schreibt sie: „Der Kampf ist in der Tat ein völlig anderer, wenn der Glaubensstandpunkt eingenommen ist. Das ist der Kreuzesstandpunkt. ‚Ich bin mit Christo gestorben, *darum* kann ich sterben. Ich bin mit Christo auferstanden, *darum* kann ich mit ihm leben‘ (F. Godet). . . . Dieses: Ich habe eingewilligt! oder: Ich willige fort und fort ein! ist nichts anderes als das tägliche Aufsichnehmen des Kreuzes, das praktische Ausleben des Wortes: Wir sind gestorben, und unser Leben ist verborgen mit Christo in Gott.“

Noch drei weitere Merkmale des Lebens in der Heiligung, von denen Dora Rappard spricht, müssen erwähnt werden: die Übergabe des Herzens an den Herrn, das Verleugnen des eigenen Wesens und das freudige Unterwerfen des eigenen Willens unter den Willen Gottes.

Es ist deutlich, daß Dora Rappard unverrückbar festhielt an der biblischen Wahrheit, daß es Gott ist, der uns allein in Jesus Christus „Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung“ schenkt. Aber hier setzen nun die kritischen Fragen ein. Man macht gegenüber der Heiligungsbewegung mit ihrer Forderung der „völligen Übergabe“ die Gefahr einer verhängnisvollen „Gewichtsverschiebung“ geltend, und zwar „vom Tun Gottes in Christus weg auf den Menschen hin“ (Ed. Thurneysen), da in der Übergabe „die Garantie für das Neue“ gesehen und als „Werk des Menschen“ in den Vordergrund geschoben würde (F. Rienecker). Daß solche Mißverständnisse und Verirrungen vorgekommen sind, soll nicht bestritten werden. Wohl aber dürfen wir feststellen, daß Dora Rappard bei der Übergabe nicht an ein selbständiges, verdienstliches Tun des Menschen gedacht hat. Daß sie die Heiligung als ein Werk des Heiligen Geistes angesehen hat, geht aus ihren biblischen Betrachtungen „In der Felsenkluft geborgen“ deutlich hervor:

In dem Kapitel „Göttliche Leitung“ (Seite 74) schreibt sie: „Wenn wir den Heiligen Geist haben, so hat er uns“ (es gab also Pietisten, die das schon vor Karl Barth wußten), und in dem Kapitel „Er heilige euch“ (1. Thess. 5, 23) heißt es: „Solches *schafft* der Herr in dem ihm geweihten Herzen . . . Durch und durch will der Herr die Seinen heiligen . . . Doch müssen wir das Unsere auch dazu tun. Der Herr schafft in uns das Wollen, doch nicht so, daß wir nun nicht zu wollen brauchen, sondern daß wir wollen können. Ebenso schafft er in uns das Vollbringen, doch nicht so, daß wir nichts zu tun brauchen, sondern daß wir das Erforderliche tun können.“

Rechtfertigung und Heiligung sind durchaus kein verdienstliches Werk des Menschen, aber ebensowenig ist der Glaube ein passives Aufnehmen auf seiten des Menschen, vielmehr eine höchst personhafte Aktivität, ein dem Wort Gottes „antwortender Akt des Menschen“ (E. Brunner). Das dürfte Dora Rappard klar genug ausgesprochen haben.

Noch viel weniger trifft für Dora Rappard zu, wenn man gemeint hat, es handle sich bei dem Akt der Übergabe um eine „Vergewaltigung Gottes, Ehrfurchtlosigkeit Gott gegenüber“, weil „nämlich der Mensch sich da etwas herausnimmt, was ihm nicht gebührt, nämlich das ‚Jetzt‘, was allein Gott sich vorbehalten hat“, zu bestimmen (F. Rienecker). Wie Dora Rappard über diese Gefahr gedacht hat, sagt sie selbst:

„Gott schenke seiner Gemeinde immer wieder solche gnädige Heimsuchung! Wir wollen ernstlich darum flehen; denn wir bedürfen einer Belebung sehr. Was im Jahre 1874 mit heller Posaune verkündigt wurde, gilt heute in ebendenselben Maße wieder. Wohl bläst der Wind, wo er will, wie der Herr Jesus zu Nikodemus sagte, als er von den Wirkungen des Gottesgeistes sprach. Wir können dem heiligen Wind nicht gebieten, können nichts erzwingen und wollen ja nichts erkünsteln. Aber beten können wir. Dem Odem Gottes unsere Herzen weit öffnen können wir. Uns nach dem gnädigen Winde richten und uns von ihm treiben lassen, das können und sollen wir. — Und noch wichtiger als das Erwarten besonderer Segenszeiten ist das tägliche Erfassen der Gnade, das stille, treue Bleiben in Jesus, das Dienen in der Liebe und der demütige, freudige Gehorsam. Das ist auch der Weg zu neuem Segen.“

Daß es sich bei dem anderen Merkmal der Heiligung, der „Verleugnung des eigenen Wesens“, nicht um die Erlangung einer neuen Qualität des Menschen handelt, zeigt sie in dem bereits angeführten Kapitel „Er heilige euch“:

„Es ist nicht der Ratschluß Gottes gewesen, daß seine Erlösten mit einem Male sündlos werden. Sie bleiben, nachdem sie in Jesu Blut Vergebung gefunden haben, dennoch



von Schwachheit und Gefahr umgeben . . . In ihnen, das ist in ihrem Fleische, wohnt nichts Gutes, und getrennt von ihrem Heiland sind sie so arm und elend wie zuvor. Aber der in ihnen wohnt, ist größer, denn der in der Welt ist, und durch seine Macht können sie von Fall zu Fall überwinden. Nicht sündlos, aber unsträflich, so ruft uns auch dieses Wort zu . . . Nicht sündlos, aber auch nicht in die Sünde fallend und immer wieder unterliegend. Zwischen uns und der Sünde steht das Kreuz Jesu Christi.“

So hat Dora Rappard sehr wohl um die Gefahren des „Perfektionismus“ gewußt und bekannt, daß auch der Wiedergeborene nie sein sündiges Wesen loswerden würde. Das schließt aber nicht aus, daß durch die Heiligung der Mensch in seinem ganzen Wesen nach Herz, Gemüt, Verstand und allen Kräften, den bewußten und den unbewußten, erfaßt wird. Alle Anlagen des Menschen müssen zuerst verleugnet und dann, von Gott geheiligt, dem Menschen neu geschenkt werden.

Das dritte Merkmal, die Unterwerfung des eigenen Willens unter den göttlichen Willen, ist gerade im Blick auf Dora Rappard mit dem „Prozeß der Entselbstung“ bei den Mystikern verglichen worden. Jedoch darf das Zerbrechen des eigenen Willens nicht verwechselt werden mit der „mystischen Entwerdung“, wo der Mensch „ent-icht“ wird. Auch daß die bräutliche Liebe als „Gottes eigene Allegorie“ für das Geheimnis eines wahren, frohen und gesegneten Wandels mit dem Herrn angesehen wird, hat bei Dora Rappard recht wenig mit der „Symbolik der Brautmystik“ zu tun. Das bereits wiedergegebene Zitat über das Verhältnis von Bräutigam und Braut zeigt, daß hier vielmehr das personhaft-willensmäßige Verhältnis gemeint ist, das dem biblischen Denken entspricht. Mögen auch manche Formulierungen an mystische Vorbilder anklingen, so ist doch nicht der Zustand der Bewußtseinsverlorenheit gemeint, sondern entsprechend dem alttestamentlichen Gebrauch wird das Bild von der Verlobung als Treuegemeinschaft verstanden. Daß

die Ich-Verknechtung des Menschen die letzte Triebkraft der Sünde des Menschen ist, ist von Paulus, Augustin und Luther bezeugt; aber auch eine sehr moderne Wissenschaft, die Psychoanalyse, sieht das Verhängnis des Menschen in seiner Ich-Bezogenheit. Mit der Unterwerfung des eigenen Willens unter den göttlichen Willen ist somit dies gemeint, daß man dem Zugriff Gottes in das Zentrum unseres Seins standhält und sich öffnet zu einer wahrhaft personhaften Gemeinschaft mit Gott.

Damit kommen wir zu einem letzten Grundzug der „Heiligungserfahrung“ bei Dora Rappard, der Stellung des Wiedergeborenen zur „Welt“, die als „innerweltlich-asketische Haltung“, begründet in einem „monomanen Gerichtetsein auf das Heil“, bezeichnet worden ist (K. Reuber). So sehr Dora Rappard von einem tiefen Mißtrauen gegen alles erfüllt war, was nach ihrer Meinung „weltlich“ war, so hat sie doch das Wesen dieser Welt nicht in mystischer Schau, in jener unbiblischen Unterscheidung von „Sein“ und „Schein“ gesehen. Auch das Wort von den „Scheingütern“ dieser Welt ist nicht so zu verstehen, als ob sie „unwirklich“ wären, vielmehr sind sie wertlos, weil sie uns über unser Heil täuschen und uns als höchst reale Mächte von Gott abziehen. Dem Glaubenden sind die Augen geöffnet für eine andere Wirklichkeit, die er vorher nicht kannte, nämlich für die Wirklichkeit des richtenden und rettenden Gottes. Deshalb weiß der Wiedergeborene nicht nur von den Freuden dieser Welt, sondern auch von ihrer Schuld, ja daß er selbst teilhat an dieser Schuld. In der „Heiligung“ lebt er aber in der Vergebung und in der Dankbarkeit für Gottes Gnade; darum steht er anders dem Leben gegenüber als die, die von jener Welt nichts wissen. Das Leben wird nicht vorzeitig in die Sphäre der Jenseitigkeit und Überweltlichkeit gerückt; die aufgerichtete Schranke gegen Welt- und Sinnenfreuden ist nicht eine Leug-

nung der gottgegebenen Ordnungen in der Familie und in den übrigen Lebensbereichen, auch nicht eine Verachtung der Schöpfungsherrlichkeit der Natur, sie richtet sich vielmehr gegen den Eigenwert und die Selbstmächtigkeit dieser Bereiche.

Die Frage nach der Verwirklichung des Evangeliums in dieser Welt ist eine bis heute nicht eindeutig gelöste Frage. Weil sie eine Gewissensfrage ist, kann sie auch nicht auf gesetzliche Weise gelöst werden. Man mag es bedauern, daß die Heiligungsbewegung die Botschaft des Heils in unerbittlicher Konzentration auf die entscheidenden Fragen nach Sünde und Gnade verkürzt hat; damit hat sie aber den notwendigen Protest gegen die Verweltlichung des Christentums zum Ausdruck gebracht. Denn in der Welt ist die Lage des Evangeliums immer kritisch und kann nicht anders als kritisch sein.

Dora Rappard hat die Welt als Schöpfung Gottes geliebt, deshalb stand sie auch mit Hingabe in ihren irdischen Pflichten; aber sie wußte auch, daß es in dieser Welt nicht nur Schönheit, sondern auch Sünde gibt, daß diese Welt voll ist von dämonischen Mächten. Auch wenn der Christ sich von der Welt abwendet, muß er sich nicht von der Schöpfung abwenden. Um in Übereinstimmung mit Gott zu sein, braucht er nicht darauf zu verzichten, in Übereinstimmung mit der Natur zu sein. Weil Dora Rappard dies gewußt hat, deshalb hat sie es als den Sinn ihres Lebens erfaßt, ein wenig dazu zu helfen, daß Gottes Wille Wirklichkeit werde in dieser Welt.

## Geheiligter Dienst

„Am Himmel hang' ich, auf Erden dien' ich!“ Dies Wort, das Inspektor Rappard einmal seiner Frau von einer Reise mitbrachte, versuchte sie fortan auszuleben. Pünktlich kam sie jeden Morgen um dieselbe Zeit die

Treppe herunter und erfüllte nach Frühstück und Hausandacht häusliche Pflichten; dann ging sie in ihr Arbeitszimmer.

„Die Anstaltskasse mit den dazugehörigen Büchern führte sie aufs sorgfältigste; dann stellte sie Quittungen aus, schrieb herzliche Dankbriefe, machte Bestellungen . . . Aber wie oft ging dazwischen die Tür des Nebenzimmers auf, und ihres Mannes Stimme rief: ‚Dora!‘ Da galt es, ihm zu dienen, verlegte Schriftstücke zu suchen, Briefe zu schreiben, Entwürfe druckfertig zu machen, kurz, ganz Gehilfin zu sein. Oder ein Kinderköpfchen schaute herein, und die Bitte ertönte: ‚Mama, spiel mit mir!‘ Konnte sie da widerstehen? . . . Nun klopfte es. Besuch wurde gemeldet, und leichtfüßig sprang sie auf. Jetzt war sie ganz für den Gast da . . . Oder der Krankenpfleger kam, um über den Gesundheits- oder besser Krankheitszustand im Hause zu berichten . . . Nun kam die Mittagszeit mit den gemeinsamen Mahlzeiten im großen Speisesaal der Anstalt . . . Um ein Uhr kamen die Postbrüder, der Riehener und der Grenzacher Bote, um die Briefe abzuholen und die Bestellungen entgegenzunehmen . . . eine gemütliche Pause bei einem Täßchen schwarzen Kaffee gab Zeit zu intimer Aussprache. Noch ein wenig Stille und Sammlung, — und die Gattin, Mutter und Hausmutter war wieder dienstbereit . . . Eine der Abendstunden hielt sie immer frei für ihre Kinder. Zuerst waren es Spielstündchen; mit den Jahren aber wurden es ganz köstliche Lesestunden . . . Dann kam die stille Nacht. Wenn Mutter an jedem der acht Betten ihren letzten Segen gesprochen hatte, gab es für sie ungestörte Stunden des Schaffens.“

So schildert ihre Tochter einen der üblichen Arbeitstage Dora Rappards; aber zum Werktag gehörte auch der Sonntag, den sie in ganz besonderer Weise liebte, nicht weil er sie von ihrer vielfältigen Arbeit entband, sondern weil sie etwas von der göttlichen Rangordnung von Ruhe und Arbeit wußte. „Wie dein Sonntag, so dein Werktag“ war ein Sinnspruch, der ihr tief ins Herz geschrieben war. In ihren „Lichten Spuren“ hat sie ein ganzes Kapitel dem Sonntag gewidmet und bezeugt, „was der Tag des Herrn einem Zionspilger sein kann“. Sie erlebte jeden Sonntag als

den Herrentag, der ihr aufs neue die frohe Botschaft verkündete: „Christ ist erstanden! Jesus, dein Heiland, ist Sieger und lebt!“

„Der neutestamentliche Sonntag entspricht dem Wesen des Evangeliums, im Gegensatz zum alttestamentlichen Sabbat. Der Sabbat war ein Abschluß, gleichsam durch Arbeit mühsam errungen. Der Sonntag ist ein Anfang, der zu neuem Wirken Kraft gibt.“

Aus ihrer Jerusalemer Zeit hatte sie die Gewohnheit mitgebracht, den Sonntag schon mit dem Vorabend beginnen zu lassen:

„In einem jüdischen Nachbarhause in Jerusalem beobachtete ich immer mit stiller Ergriffenheit, wie am Freitagabend jeweils die ‚Sabbatlampe‘ angezündet wurde, die erst nach 24 Stunden wieder erlöschen durfte. In den Christenhäusern ist es gut, wenn am Sonnabendabend eine stille Weihe einkehrt.“

Im Mittelpunkt des Sonntags stand für sie selbstverständlich der Besuch des Gottesdienstes, bei dem sie jahrelang auf St. Chrischona das Amt des Organisten versehen hat.

So gingen die Jahre dahin. Die Mutterpflichten und mancherlei Arbeit hielten die Gehilfin des Mannes daheim fest, wenn er zu kürzerem oder längerem Evangelistendienst auswärts sein mußte. Da hatte sie den Inspektor zu vertreten, ohne daß sie je die ihr gebotenen Grenzen als Frau überschritten hätte. So reich und schön das Tagewerk war, so legten sich doch auch manchmal Nöte und Schwierigkeiten wie eine Last aufs Herz.

Im Jahre 1875 wurde auf St. Chrischona ein neues Haus gebaut, die „Friedau“; dort zog Frau Maria Rappard-de Rham ein, um ihre letzten Lebensjahre in der Nähe ihres Sohnes zuzubringen. So wurde St. Chrischona für die Familie Rappard immer mehr zur lieben Heimat. Eine große Freude war es auch stets, wenn die Eltern Gobat ihre Kinder und Kindeskinde besuchten. Zum letzten Male kamen sie im Jahre 1878;

sie wohnten im Freundeshaus Sarasin in Riehen. Der Vater war trotz seiner nahezu 80 Jahre noch frisch und rüstig, die Mutter gebeugt und gebrechlich. Schon rüsteten sie sich zur Rückkehr, als Bischof Gobat von einem Schlaganfall betroffen wurde. Nun hatten beide Eltern nur noch ein Verlangen: heim nach Jerusalem! Am 9. November, dem Geburtstag der Mutter, wurde ein wehmütiges Abschiedsfest gefeiert. Am 11. Mai 1879 ist dann Bischof Gobat heimgegangen; nur elf Wochen später entschlief auch Frau Gobat in tiefem Frieden.

Auf St. Chrischona hatte sich aber mit der Zeit eine Veränderung als nötig erwiesen. Das stetige Wachsen des Werkes ließ eine Vereinigung der Leitung der Anstalt mit dem Reisedienst des Inspektors nicht mehr zu. So wurde Pfarrer Theodor Haarbeck, Lehrer am Lerber-Gymnasium in Bern, der Rappards Schwager war, zum Leiter der Pilgermissionsschule berufen; Rappard war dadurch frei zum Evangelistendienst. Das machte aber einen Umzug der Familie nach Basel nötig. Wie wehmütig der Abschied war, geht aus Dora Rappards Worten hervor:

„Am 12. Juli (1883) verließen wir unsern Berg, die traute Heimat, in der unsre zehn Kinder geboren, wo wir alle so unaussprechlich viel Gutes genossen. Heinrich ging mit starkem, gläubigem Schritt, und still vertrauend folgte ich mit.“

Die Umstellung war in der Tat für Dora Rappard nicht gering; nun galt es, einen eigenen Haushalt zu führen. Zudem kamen viele Besucher, und doch sollte größte Sparsamkeit walten. Rappard war viel auf Reisen; er besuchte die St. Chrischona-Brüder in Südrußland, Ostpreußen und Österreich, aber auch in Nordamerika. Da wurde Dora Rappard selbständiger, aber diese Selbständigkeit bedeutete eine um so größere Abhängigkeit von ihrem Herrn. Bei längerer Abwesenheit ihres Mannes berichtete sie wöchentlich ausführlich über ihr und der Kinder Ergehen. Aus den Brie-

fen geht hervor, daß beide in Trennungszeiten jeden Tag den gleichen Bibelabschnitt lasen; dies bildete ein wesentliches Moment ihres Einsbleibens.

Mancherlei Verpflichtungen füllten Dora Rappards Tage aus. Da ihr Mann Inspektor der Pilgermission geblieben war, hatte sie das „Dankamt“ nach Basel mitnehmen müssen. Regelmäßig kam auch ein kleiner Kreis am Freitagmorgen zu einer Gebetsstunde zusammen; am Montagabend war eine „Bibelstunde für die Nachbarn“, an der wegen der häufigen Abwesenheit des Hausvaters nur Frauen und Jungfrauen teilnehmen durften, damit die Hausmutter diese Abende leiten konnte. Bald wünschte man auch in einem andern Stadtteil, in der St. Johann-Vorstadt, ihren Dienst in einer Frauenbibelstunde. Da damals der Dienst von Frauen auf evangelistischem Gebiet noch ganz in den Anfängen stand, hörte man selbst aus Freundeskreisen kritische Stimmen.

Die Jahre gingen dahin, und der Arbeit wurde immer mehr, dann aber fand das leise Sehnen ihres Herzens Erfüllung. In unerwarteter Weise bahnte sich eine Wendung an. Inspektor Th. Haarbeck wurde zum Nachfolger des verstorbenen Prof. D. Theodor Christlieb als Leiter des drei Jahre vorher gegründeten Johanneums in Bonn, später in Barmen, einer Ausbildungsstätte für Evangelisten, berufen. Rappard erklärte sich bereit, den alten Posten auf St. Chrischona wiedereinzunehmen. Am 28. März 1890 kehrte er mit seiner Familie auf den Berg zurück.

Das Einleben bereitete keine Schwierigkeiten; es war ja ein „Heimkommen“. Um so reichlicher gab es zu tun, zumal das 50jährige Jubiläum der Pilgermission bevorstand. Die Eben-Ezer-Halle, die zu diesem Anlaß gebaut worden war, mußte ausgestattet werden. Vor allem sollte auch die Geschichte der „50 Jahre Pilgermission“, die Rappard mit seiner Frau geschrieben hatte, in Buchform erscheinen.

Zwei Jahre später feierten Heinrich und Dora Rappard das Fest der Silberhochzeit. Schon im August unternahmen sie eine „Hochzeitsreise“; herrliche Tage verlebten sie inmitten der Berner Alpen. Der Höhepunkt dieser Reise war die Besteigung des Eggishorn, 2941 m über dem Meer, die sie in der Frühe eines Sonntagmorgens unternahmen. Am 28. November 1892 wurde dann im Familien- und Anstaltskreis der eigentliche Festtag begangen. Ihren Kindern schenkten die Eltern ein kleines Familienalbum, dem sie das Gotteswort voranstellten:

„Und nun, Kindlein, bleibt bei ihm, auf daß, wenn er erscheinen wird, wir Freude haben und nicht zuschanden werden vor ihm bei seiner Zukunft!“

Besonders tief grub sich das Jahr 1894 dem Mutterherzen ein. Drei Kinder mußte sie hergeben. Die Tochter Hildegard trat als jugendliche, ganz von Jesu Liebe erfüllte Schwester ins Berner Diakonissenhaus ein. Unaussprechlich schmerzlich jedoch war der Heimgang des ältesten Sohnes August, der als Student der Theologie in Göttingen auf den Tod erkrankt war und im Arm der Mutter, die an sein Krankenbett geeilt war, seinen letzten Atemzug tat. Seine reichen Gaben des Leibes und des Geistes hatten die Eltern hoffen lassen, er werde einst ein brauchbares Werkzeug in Gottes Hand werden. In einem seiner Briefe bekannte er:

„Jesus liebt mich‘ — das ist meine Dogmatik. ‚Ich liebe Jesum‘ — das ist meine Ethik.“

Über das tiefe Herzeleid der Mutter schreibt ihre Tochter:

„Der starke Glaube ihres Gatten, der den Verlust des 21jährigen begabten Sohnes nicht weniger empfand, und seine tragende Liebe waren der gebeugten Mutter eine große Hilfe. Die Zeit heilte diese Wunde nicht. Das Weh wurde wohl leiser, wie sie es nach Jahren so wundervoll ausdrückte:



Vergessen? Nein, ich kann es nicht vergessen!  
Noch heute ist das Weh so unermessen,  
wie weites Meer. Doch in den stillen Fluten,  
da spiegeln sich des Himmels goldne Gluten.“

In der Tasche des Anzugs, den er zuletzt getragen hatte, fand die Mutter die Abschrift des Liedes: „Fort, fort, mein Herz, zum Himmel!“ Und diese Worte haben nicht aufgehört, in ihrem Herzen zu klingen.

Still wurde dann im Juli die Hochzeit der ältesten Tochter mit dem Stadtmissionar Hermann Hanke gefeiert. Das Leben ging weiter, aber das wunde Herz der Mutter brauchte den starken Halt und die ganze Liebe ihres Gatten. Bis in ihren letzten Gedichtband „Abendglocken“ hinein klingt das tiefe Weh nach, das ihr dieses Jahr gebracht hatte. Im tiefsten Dunkel lernte sie aber die große Lektion des völligen Gehorsams: „Abba, nicht was ich will, sondern was du willst!“

## **Kräfte des Herbstes**

„Du aber bleibest...“

Langsam wurde es einsamer um die Eltern. Die Kinderstube hatte ihre Pforten geschlossen. Der Mann brauchte vermehrt die Hilfe und Weisheit seiner Frau. Gudemütigt und gelöster erfüllte sie ihre mannigfachen Pflichten. Im April 1897 ging der väterliche Freund Jak. Ludwig Jaeger in Basel heim; das ehrwürdige „Fälkli“, das von Spittler für die Deutsche Christentumsgesellschaft erworbene, ehemals zum Augustinerkloster gehörende Haus in Basel, das Tag und Nacht für die Bewohner von St. Chrischona offengestanden hatte, schloß seine Pforten. Dann führte Inspektor Rappard noch einen Lieblingsplan aus. Ein christliches Erholungsheim, das in den Wintermonaten Bibelkursgäste aufnehmen sollte, wurde erstellt: das „Haus Zu den Bergen“. Da gab es nicht nur beim Bau und der Innenausstattung eine Unmenge zu überlegen, vielmehr tat sich für Dora Rappard ein neuer Auf-

gabenkreis auf durch die Andachten für die Gäste und den Unterricht bei den Bibelschülerinnen.

Sie konnte aber in diesen Jahren auch öfter als früher gemeinsame Reisen mit ihrem Mann machen. Ein besonderer Tag war der 26. Januar 1899, der hundertste Geburtstag Samuel Gobats, der in Crémines festlich begangen wurde. Im Jahre 1900 nahmen sie beide teil an der Keswick-Konferenz in England, die im Anschluß an die Tage von Oxford jährlich stattfand. Geist, Seele und Leib wurden erquickt durch mancherlei Begegnungen, aber vor allem durch das Wort der Gnade. Im Jahre 1901 besuchten die Eltern ihren Sohn Heinrich in Algerien, der als französischer Pfarrer in Saida unter den Soldaten der Fremdenlegion Seelsorgerdienste tat.

Als dann im April 1902 die 84jährige Mutter Rappard-de Rham heimging, wurde das Haus „Friedau“ Inspektorat, in das die klein gewordene Familie einzog. Für Heinrich und Dora Rappard war es das letzte irdische Heim, das zur Segensstätte nicht nur für den Familienkreis, sondern auch für viele andere geworden ist. Das fortgesetzte Arbeiten mit dem oft vorkommenden Hasten und Drängen, das die Konferenzen und Feste in der Anstalt mit sich brachten, wurde für Dora Rappard je länger, desto mehr doch etwas viel. Sie fühlte sich zuweilen müde und meinte eine gewisse Berechtigung dazu zu haben, ein ruhigeres Leben führen zu dürfen. Da schlug sie an ihrem 61. Geburtstag das Losungsbüchlein auf, und da hieß es: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ Alle Mattigkeit verschwand, und dienend und wartend tat sie weiter mit Freuden ihr Tagewerk.

Einen „Freudentag“ hat sie das 40jährige Dienstjubiläum ihres Mannes im Jahre 1904 genannt. Doch für sie beide war nun leise das Alter gekommen; dennoch blieben sie frisch und arbeitsfreudig. Im März 1907 schlug wieder eine Trennungsstunde; die jüngste

Tochter heiratete den Missionar Georges de Tribolet und zog mit ihm nach Südafrika. Mit besonderer Freude schmückte dann Dora Rappard am zweiten Weihnachtsfeiertag 1907 den Christbaum; 70 weiße Kerzen warfen einen hellen Schein in das Herz ihres Mannes, des überraschten Geburtstagskindes. Noch einmal durften sie im August 1909 gemeinsame, unvergeßliche Ferientage in Wengen verbringen. Eine kleine Begebenheit ist ihr zum tröstlichen Gleichnis geworden. Ihr Mann hatte noch in Rämismühle zu tun; so hatten sie verabredet, sich in Luzern auf dem Schiff zu treffen:

„Er kam nicht. Das Wetter war kalt und regnerisch, und etwas enttäuscht fuhr seine Frau allein über den düsteren See. Wie man sich aber der Landungsstelle in Alpnachstad näherte, erblickte sie von weitem die liebe hohe Gestalt, die spähend nach ihr ausschaute und sie dann voller Freude empfing. Er hatte in Luzern das Schiff nicht erreicht und den Landweg genommen. Ja, er war ihr vorausgeeilt und wartete ihrer am sicheren Ufer.“

Was ihr Herz in diesen zehn Urlaubstagen empfand, hat sie in einem Gedicht festgehalten:

„O Wengen, wie bist du so wunderschön!  
Wie makellos strahlend der Berge Höhn!  
Wie feierlich still ist die grüne Alm!  
Wie rauscht durch die Tannen der hehre Psalm!

Und dort auf dem Bänklein im Morgenschein  
sitzt lauschend und sinnend der Liebste mein.  
Er schaut in die herrliche Gotteswelt,  
und himmlische Freude sein Aug' erhellt.

Denn was er erblicket in Berg und Tal,  
ist ihm von der himmlischen Stadt ein Strahl.  
Dorthin geht sein Sehnen ja allezeit.  
Das Haus seines Vaters, es ist nicht weit.“

Und dann kam bald der letzte Abschied der beiden hier auf Erden. Rappard fuhr zu einer Glaubenskonferenz ins Siegerland. Sein leichter Wagen, der ihn zur Bahn bringen sollte, stand vor der Tür; ein letzter

Abschiedskuß, und sie hatte ihn zum letztenmal lebend gesehen. Sie ahnte es nicht, daß diesem Abschied kein Wiedersehen auf Erden folgen würde; aber um die Mittagsstunde des 21. September wußte sie, daß ihr Gatte auf einer Zwischenstation in Gießen in der Nacht von seinem Herrn in die Herrlichkeit gerufen worden war und sie allein zurückließ. Ja, er war ihr vorausgeeilt.

Doch das Heimkommen von seinem Sterbelager war bitter und das Weiterleben ohne ihn kaum auszudenken, aber durch ihr Herz klang es:

„Alles, alles Irdische vergehet;  
Blume welkt, der Wind darüber wehet.  
Freude wechselt über Nacht mit Leiden;  
auch vom Liebsten muß die Liebe scheiden:  
Du aber bleibest!

Du, mein Heiland, Fels der Ewigkeiten,  
du stehst unbewegt im Strom der Zeiten.  
Wer in dir die Heimat hat gefunden,  
rühmt es, wenn ihm alles sonst entschwunden:  
Du aber bleibest!“

Der „härteste Schlag“, wie sie es selbst nannte, hatte sie getroffen; und dennoch hieß es:

„Das ist die lichteste Spur, die durch die Fluten des Todes hinüberleuchtet zu der Herrlichkeit des neuen Jerusalems.“

## Hoffnungsfrohes Alter

Der geliebte Mann war geschieden, aber der Herr blieb. Freilich, das Heimweh nach dem, der 42 Jahre lang ihres Herzens Wonne gewesen war, nach der starken, lieben Hand, in die sie so gern die ihre gelegt hatte, blieb bestehen. Aber sie konnte sprechen:

„Denn nicht des Todes Graun hab' ich gesehn;  
nein, Lebenskräfte sind's, die mich umwehn.“

Äußerlich veränderte sich nicht viel in ihrem Leben. Der Schwiegersohn Friedrich Veiel, der mit der Toch-

ter Emmy seit 1900 das „Haus Zu den Bergen“ geleitet hatte und seit einem Jahr theologischer Lehrer in der Pilgermissionsschule und zugleich stellvertretender Inspektor war, wurde vom Komitee als Nachfolger Rappards berufen. Im Sommer 1910 bezog die Witwe den oberen Stock der „Friedau“, um ihren Kindern Platz zu machen.

Noch mancherlei Reisen hat sie gemacht zu ihren Kindern und Verwandten. Am Niederrhein stand sie an den Rappard-Gräbern auf dem Friedhof in Neukirchen bei Moers; das Warten ihres Herzens klingt in den Worten wieder:

„— — — Hier liegt der Friedhof, einsam, leer;  
dort sammelt sich das frohe Heer.  
Mir ist's, als ob durch eine Ritze  
ich leuchten säh' der Zinnen Spitze  
von jener hochgebauten Stadt,  
die Gott uns zubereitet hat.“

Aber ihre Reisen galten nicht nur den Familiengliedern, sondern auch dem Dienst in der Frauenarbeit. Diese Arbeit, die sie damals in Bern im doppelten Gehorsam gegen den Herrn und ihren Mann begonnen hatte, führte sie bis zum Jahre 1918 weiter. Auf manchen Konferenzen in der Schweiz, in Frankreich und in Deutschland hat sie im Segen gewirkt. Dabei hielt sie sich an die von ihr aufgestellten und im Druck erschienenen „Richtlinien“ über Frauenarbeit im Reich Gottes. Was sie da über die Bestimmung und die Befugnisse der Frau, über die Schranken und Gefahren im öffentlichen Auftreten, sowie über den irdischen Beruf und die Quelle aller Kraft gesagt hat, dürfte auch heute nicht überholt sein. Zwar mögen ihre Sätze altmodisch klingen, auch könnte man ihr den Vorwurf machen, sie hätte nicht genügend die zeitgemäße Bedingtheit der biblischen Aussagen berücksichtigt, aber es könnte auch sein, daß wir uns täuschen und übersehen, daß „Zeitgeist“ und „Mode“ ihre Grenzen fin-

den an den heiligen Schöpfungsordnungen Gottes, die nicht unbeschadet übertreten werden dürfen. Angesichts der heutigen Unsicherheit und des Zerfalls aller menschlichen Lebensordnungen soll eine kurze Zusammenfassung versucht werden.

Alles läßt sich relativieren, nur der Unterschied zwischen Mann und Frau nicht. „Das ist eine Prinzipienfrage. Es handelt sich da nicht um größere oder geringere Begabung bei Mann und Weib, sondern um Gottes Ordnung und Willen.“ Die schöpfungsmäßige Bestimmung der Frau sieht sie in der Gehilfenschaft, „in Gemeinschaft dem Herrn zu leben und zu dienen“. Dabei soll die Frau ihre wesensmäßig gegebene „Weiblichkeit“ bewahren. Deswegen lehnt sie auch das „eigentliche Lehramt in der Gemeinde“ für die Frau ab, weil es „positive Unordnung“ sei — „man lasse sich nicht täuschen durch momentanen Erfolg“ —, ohne jedoch damit überhaupt die Mitarbeit der Frau ausschalten zu wollen; sie beruft sich dabei auf alt- und neutestamentliche Vorbilder. Durch die Schranken hebt sie nicht die Befugnisse auf, wohl aber sind die Schranken „Bewahrungsmittel“ gegenüber „Unnüchternheiten und nervösen Affekten“, da die Frau „für übersinnliche Verführungen leichter geöffnet“ sei als der Mann. Als ein wichtiges Gegengewicht hebt sie die Bedeutung der Treue im irdischen Beruf hervor und schärft ein, doch ja nicht „die schlichte Handarbeit zu vernachlässigen“. „Ich meinsteihs bin sehr dankbar, daß ich gerade in den Jahren, da ich oft in Frauenstunden dienen durfte, recht viel zu nähen und zu flicken hatte für meine große Kinderschar.“ Was sie dann weiter über „eine gewisse Übung und Routine“ sagt, womit man zwar die gestellten Aufgaben äußerlich erfüllen könnte, läßt sie hinweisen auf die „Quelle der Kraft, aller Freude und aller wahren Fruchtbarkeit“, die aus der täglich erneuerten Gemeinschaft mit Gott und dem Herrn fließen.

Neben der „Gehilfenschaft“ hat sie immer wieder die Erhaltung der „Weiblichkeit“ der Frau betont. Deshalb sollen hier auch die Worte Platz finden, die sie zur Frage des Frauenrechtes geschrieben hat:

„Das Recht, zu dienen und zu lieben;  
das Recht, Barmherzigkeit zu üben;  
das Recht, die Kindlein sanft zu hegen,  
zu ziehen, lehren, mahnen, pflegen;

das Recht, wenn alles schläft, zu wachen;  
das Recht, im Dunkel Licht zu machen;  
das Recht, gekrönt mit sanfter Würde  
zu tragen andrer Last und Bürde;  
das Recht, wenn trübe Zweifel walten,  
den Glauben fest und treu zu halten;  
das Recht, ohn' Ende zu verzeihn;  
das Recht, ein ganzes Weib zu sein,  
voll wahrer Güte, fromm und echt:  
das ist das schönste Frauenrecht!“

Daß sie sich selbst an diese Richtlinien gehalten hat, versteht sich von selbst. Zu ihrer Frauenarbeit gehörte seit 1916 trotz ihres hohen Alters auch die Mitarbeit am „Friedensgruß“, einem schweizerischen Wochenblatt für Frauen und Töchter. Als sie sich mit 80 Jahren von der Mitarbeit zurückzog, da wußte sie, daß ihr Wirken nicht ohne Segen gewesen war.

In tiefer Erschütterung erlebte sie die Jahre des ersten Weltkrieges. Viele St. Chrischona-Brüder mußten ins Feld ziehen; für sie kam als besonders schmerzlich hinzu, daß nächste Familienangehörige im Krieg gegeneinander kämpfen mußten. Zwei Neffen fanden den Soldatentod, ihr Sohn stand in der französischen Armee, ihre Enkel kämpften auf deutscher Seite. In dieser dunklen Zeit erfreute die Greisin die Ankunft einer Enkelin in der „Friedau“, die den Eltern Veiel nach 14jähriger Ehe geboren wurde.

Die Schlachten tobten weiter, der Kanonendonner vom Sundgau her war auf der Höhe von St. Chrischona gut hörbar, und über dem nahen Wiesetal kam es zu Luftkämpfen. In mehreren hohen Auflagen fanden ihre Soldatenkarten dankbare Aufnahme. Wie sind die Herzen der Kämpfenden erquickt worden durch das Gedicht der St. Chrischona-Mutter: „Wir denken an euch...“! Aber auch ihr Bußruf am Ende des Krieges („Kehre wieder“), ein Wort der Liebe an das deutsche Volk, war ein eindrücklicher Ruf zur Heimkehr zu Gott.

Der eigene Geschwisterkreis hatte sich in diesen Jahren immer mehr gelichtet. Sehr nahe ging ihr vor allem der geliebten Schwester Maria Kober-Gobat Heimgang; sie durfte ihr noch sagen, daß die Jerusalemer Kinder sich im „Jerusalem droben, von Golde erbaut“ wiedersehen würden.

„Ich will von deinen Wundern singen...“

Früh schon zeigte sich bei Dora Rappard die dichterische Begabung. Zweifellos gehört da vieles nicht erst zu den „Kräften des Herbstes“, vielmehr finden wir schon mancherlei liebliche „Blüten des Mai“ und herrliche „Früchte des Sommers“. Jedoch die „Kräfte des Herbstes“ ließen den tiefsten Ton in ihrem Herzen erklingen. Erst in der Reife des Alters trat sie mit ihren Gaben an die Öffentlichkeit. Daß sie zu einer Dichterin der Gemeinschaftsbewegung geworden ist, ist nicht nur das natürliche Erbe als Enkelin Christian Heinrich Zellers und als Kind des Maltastrandes, sondern vor allem die Gnade der göttlichen Führung ihres Lebens.

Die 14jährige hatte bereits ein kleines, anspruchsloses Büchlein mit den ersten aufgeschriebenen Gedichten. Sie konnte nicht anders, sie mußte ihrem Erleben und ihren Empfindungen in poetischer Form Ausdruck geben. Sie hat es selbst bekannt:

„Kein Dichter gottbegnadet  
hat je ein Lied gemacht:  
es rauschte ihm entgegen  
aus stiller Dämmernacht;  
er sah's von ferne glänzen,  
wie Silber in dem Schacht.“

Vier Manuskriptbücher enthalten mehr als 500 Gedichte und Lieder, von denen einige Gemeingut weiter christlicher Kreise geworden sind. Hatte sie zuerst in englischer Sprache gedichtet, so verschwinden die eng-



lischen Gedichte seit ihrer Verlobung fast ganz. Die Wendung, die ihr äußeres Leben nahm, ließ das innere nicht unberührt. In einem kleinen Neuen Testament stehen die Worte:

„Am seligen, unvergeßlichen 22. April 1867, Ostermontag.  
Dein Volk ist mein Volk  
— deine Sprache ist meine Sprache —  
dein Gott ist mein Gott!“

Den cantus firmus, auf den die Vielstimmigkeit ihrer Lieder bezogen ist, hat schon die 16jährige klar und deutlich hervorgehoben in jenem Gedicht, über das sie die Worte schrieb: „Er hat ein Gedächtnis gestiftet seiner Wunder, der gnädige und barmherzige Herr“ (Ps. 111, 4):

„Ich will von seinen Wundern singen,  
die er, der Mächtige, vollbracht;  
sein Preis und Ruhm soll weit erklingen  
in dieser Welt, die er gemacht.“

Aus der Vielstimmigkeit ihrer Lieder können nur einige Wesenszüge hervorgehoben werden, die besonders deutlich zeigen, wie fest der cantus firmus durchgehalten wird. Vor allem hat sie das tiefste Geheimnis unseres Daseins, die Zeit, mit ihrem Lied begleitet. Vom frühen Morgen („O wecke mir Morgen für Morgen das Ohr . .“) bis zum späten Abend („Die Abend Schatten sinken . .“) durchheiligt sie den Tageslauf mit der Anbetung Gottes, aber auch der Rhythmus des Wochenlaufs mit seinem Wechsel von Sonntag und Werktag klingt in ihren Liedern wider. Am Samstagabend singt sie: „Der Tag hat sich geneiget; der Sabbat kommt heran“, und am Sonntag jubelt sie: „O Tag des Herrn! Wie teuer bist du der Christenschar!“ Sie hat den Ursprung des Feiertages in göttlichen Taten und Stiftungen gesehen; er weist hin auf das vollendete Werk der Schöpfung, auf das Werk der Erlösung und Heiligung.

Ihr Lied geht aber auch mit uns durch den Lauf des Jahres, vor allem des Kirchenjahres, wo uns Christus immer wieder neu begegnet als der erwartete, gekommene, gekreuzigte, auferstandene und erhöhte Herr, das Haupt seiner Gemeinde, der wiederkommen wird, um unser Sehnen zu erfüllen. Im Advent ruft sie uns zu: „Wacht auf, ihr Christen, er ist nicht mehr fern; zieht froh entgegen euerm Gott und Herrn!“, und an Weihnachten führt sie uns zu Bethlehems Fluren: „Helle Weihnachtsglocken klingen, Freude bringen, und die Erde feiernd wacht.“ Mit ihr treten wir unter das Kreuz und beten an: „O du Lamm Gottes, du hast auf Golgatha herrlich gesieget; Amen, Halleluja!“ Und so geht es weiter über Ostern („Christ ist erstanden!“), Himmelfahrt („O Siegesheld! Du hast dein Werk vollbracht“) und Pfingsten („O Heil’ger Geist, du kamst hernieder“) bis hin zum Ewigkeitssonntag, wo sie mit innigstem Verlangen singt: „Es harrt die Braut so lange schon . . .“.

Die Freude an allem, was unser Auge in Leben und Natur schaut, wird nicht getrübt, sondern vielmehr verklärt durch den Ausblick auf das „himmlische Jerusalem“; denn der melancholische Wechsel des natürlichen Lebens wird herausgenommen aus der Schwermut menschlicher Stimmungen und irdischer Schickungen:

„Was ist’s, ihr welkenden Blätter,  
was flüstert ihr in mein Ohr?  
Es ist mir, als hört’ ich das Echo  
von einem herrlichen Chor.“

Daß sie dabei auch Lieder aus dem Englischen übersetzt hat, dürfte ihrer Lebensführung entsprechen. Dabei hat sie sich nicht gescheut, auch ihrer eigenen Glaubenserfahrung Ausdruck zu geben und uns den „einen Namen voller Ruh’ und Kraft: Jesus!“ rühmen gelehrt. Und was sie unter der vollen Übergabe des Herzens verstanden hat, bezeugt ihr wohl bekanntestes Lied: „Vor meines Herzens König leg’ eine Gab’ ich

hin“. Doch immer stärker wurde der Heimwehklang in ihrer Seele, und sie sah in späteren Tagen mehr als früher

„aus bangen Todeswehen,  
aus Lieben und aus Leiden“

ihr Lied entstehen.

Nicht alles kann hier erwähnt werden; wohl aber sollte deutlich werden, was das bei Dora Rappard heißt: „Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott.“ Hier zeigt sich, was es um die Heiligung durch den Glauben ist, die nicht isoliert von den elementarsten Lebensordnungen Gottes in mystischer Verzückung und asketischer Abwendung geschieht, sondern in der Durchheiligung des Lebens nach Geist, Seele und Leib. Hier aber liegt auch das Geheimnis ihrer leibseelischen Gesundheit. Daß hier Gefahren lauern, wußte sie wohl; aber dankbar erfuhr sie auch die Korrektur ihres Mannes:

„Zart und liebeich, manchmal auch derb und ernst hat er mich darauf aufmerksam gemacht, welch eine Kluft oft besteht zwischen unserem Gefühlsleben und unserem tatsächlichen Besitz, wie man mit Rührung Glaubenslieder singen und dichten und doch im Augenblick der Not fast verzagen könne.“

Bei ihrer musikalischen Begabung geschah es, daß ihr hier und da gleichzeitig mit den Worten auch die Melodie geschenkt wurde, oder daß sie Gedichte anderer vertonte. Möglich, daß nicht nur bei den Melodien, sondern auch bei ihren Gedichten das ästhetisch-literarische Urteil manches auszusetzen hat und als sentimental verurteilt; aber man soll nicht „zu ästhetisch“ urteilen und „musikalische Formengebung mit Glaubenserfahrung“ verwechseln.\*

---

\* So fordert F. Spemann in „Theologische Bekenntnisse“: „Weil diese Lieder — die Lieder des Pietismus — innerste Erfahrungen aussprechen und weil sie gefälliger sind als unser Choral, gehört eine strengere und feinere musikalische Schulung dazu, um sie ohne Gefahr zu singen. Darin liegt

Wenn Dora Rappard auch mit großer Freude die Sänger der Kirche geliebt und auf die Stimmen der Jahrhunderte gelauscht hat, wie ihre Liedersammlung „Im Heiligtum“, die 1888 herauskam, sehr eindrücklich zeigt, so trägt die Mehrzahl ihrer eigenen Lieder zweifellos nicht den eigentlich kirchlichen Charakter. Sie schließen sich nicht den altchristlichen Hymnen oder den kraftvollen Chorälen Martin Luthers an, vielmehr folgen sie der durch die Romantik verstärkten Herzenspoesie der pietistischen Väter.

Vor allem sollte man die zahlreichen „Gelegenheitsgedichte“ und auch ihre „Liebeslieder“ nicht mit falschen Maßstäben messen; das gilt auch für die schlichte Hauspoesie, mit der Dora Rappard das Leben in der eigenen Familie und im Anstaltskreis begleitete. Mit solchen Gedichten hat es eine besondere Bewandnis; auf Fernerstehende haben sie nur eine geringe Wirkung, während sie für die Beteiligten zur eigentlichen Stunde eine Quelle wahrer Freude sind.

Ohne sie gleichberechtigt neben die überragenden Dichter der Kirche stellen zu wollen, wird man wohl sagen dürfen, daß Dora Rappards Lieder manche Herzen tief berührt haben und daß von dieser Sängerin Ströme des Segens ausgegangen sind. So gibt es auch Raum für ihr Lied, das das Sieghafte des Glaubens und die Freude am Herrn als innerste Erfahrung ausspricht. Sie hat auch diese Gabe vor ihres „Herzens König“ hingelegt und wußte selbst, daß es „nur arm und wenig“ war. Vielleicht aber liegt darin ihre wahre Größe.

---

schon die Kritik dessen, was hier zu kritisieren ist.“ Wer die verschiedenen Stimmen zum Kirchenlied und zur Kirchenmusik mit ihren oft gegenteiligen Auffassungen hört, der muß die Frage stellen, ob unsere Maßstäbe nicht meist falsch sind. Die protestantische Theologie der Neuzeit und mit ihr die evangelische Kirchenmusik ist meist gelehrtenhaft überspitzt und verstandesmäßig übersteigert und läßt das Seelische verkümmern.

Zusammen mit ihrem Mann gab sie im Jahre 1875 erstmalig die „Gemeinschaftslieder“ heraus, die einige ihrer Lieder enthalten. Die revidierte Ausgabe vom Jahr 1914 ist ein teures Vermächtnis der St. Chri-schona-Mutter für manche Gemeinschaftskreise, vor allem in Süddeutschland und in der Schweiz. Erst im Jahre 1899 erschien eine Auswahl ihrer eigenen Lieder und Gedichte. Ihr Mann schreibt im Vorwort:

„Die Worte, die den Titel bilden — ‚Fort, fort, mein Herz, zum Himmel‘ —, sind einem geistlichen Volkslied entnommen, das unser inniggeliebter heimgegangener Sohn, August Rappard, besonders gern gesungen hat. Sie haben nicht aufgehört, in unsern Herzen zu klingen, und geben wohl den Ton an, der diese Gedichte durchzieht.“

Schließlich kamen im Jahre 1923 die „Abendglocken“ heraus, die zu „Heimatglocken“ geworden sind. Es ist ihr nicht leicht geworden, vor allem die „Lieder des Leides“ zu veröffentlichen. Nur zu bald erfüllten sich die Schlußzeilen ihres letzten Liedes:

„Er wird mit mir schreiten durch das dunkle Tal,  
er wird mich begleiten in den Himmelssaal.  
O wie wird es klingen in der Sel’gen Heer!  
O wie werd’ ich singen, ewig: Er, nur er!“

„Sprich du zu mir!“

„Kräfte des Herbstes“ ließen die schriftstellerische Tätigkeit Dora Rappards zur vollen Reife kommen. Was der Witwe das Trennungsweg milderte, war das Schreiben ihres ersten Buches, des Lebensbildes ihres Mannes, das im Jahre 1910 herauskam. Das Zeugnis-hafte, das dem Leben Carl Heinrich Rappards eigen war, hat sie mit großer Kraft deutlich gemacht. Besser als manche theologischen Beurteilungen der Person und des Wirkens Rappards läßt uns diese Biographie das

Anliegen der Männer der Heiligensbewegung erkennen. Ein Rezensent schreibt:

„Es wird uns gezeigt, wie er ohne jede Askese doch sein Ich durch unablässige zarte Wachsamkeit zurückdrängt und alle Kraft nur in der Barmherzigkeit des Herrn findet. Und so geht es von Sieg zu Sieg und zu jener freudigen Gelassenheit ohne Hast, welche das höchste Geschenk des Meisters an seine Knechte ist.“

Die schriftstellerische Wirksamkeit Dora Rappards ist durch lange Schulung im Hören auf Gottes Wort — „Sprich du zu mir!“ — herangereift. Wir hörten schon von den Sammelbüchern und den kurzen Meditationen, mit denen sie bereits in jungen Jahren begonnen hatte. Man mag es bedauern, aber auch in ihren Erbauungsbüchern finden wir jene — wie man es schon genannt hat — dem Pietismus eigene „schicksalhafte Konzentration auf die entscheidenden Fragen von Sünde und Gnade, Rechtfertigung und Heiligung“ (Erich Beyreuther); aber mehr als die Konzentration auf das eine, was not tut, hat sie auch nicht geben wollen, weil sie es nicht als ihre Aufgabe angesehen hat. Der Versuch, ihre Schriftauslegung in ein System fassen zu wollen, würde das Wesentliche nicht erfassen, nämlich die unerschöpfliche Fülle seelsorgerlicher Erfahrung, hinter der das zweifellos bei ihr vorhandene theologische Rüstzeug gleichsam verborgen bleibt.

Der wesentliche Grundzug, den wir bei ihr finden, ist ihr Umgang mit der Heiligen Schrift. Obwohl sie die wissenschaftliche Arbeit an der Bibel nicht verachtete, erkannte sie die Heilige Schrift als ungebrochene Autorität an, deren Bedrohung nur durch Mißverständnisse eintreten kann. Ihr Lehrmeister war vor allem Joh. Albrecht Bengel, in dessen „Gnomon“ sie sich auskannte.

Ein ihr bei der Geburt des zweiten Sohnes — gerade vor den Tagen von Oxford — von ihrem Mann geschenktes Neues Testament zeugt nicht nur von ihrer

intensiven Bibellektüre, sondern enthält auch manche exegetischen Randbemerkungen. Aus ihren dort gemachten Aufzeichnungen geht hervor, daß sie regelmäßig fortlaufend die ganze Bibel las; ihre Anmerkungen lassen uns aber auch einen tiefen Blick in ihr biblisches Denken tun. Nur einige seien kurz wiedergegeben:

Zu Matth. 3, 16 f. bemerkt sie: „Trotz dieser wunderbar klaren Erscheinung konnte Johannes später zweifeln (Matth. 11, 1—6). Es gilt eben immer und immer einfach: glauben! Glaube ist mehr als die höchsten Offenbarungen.“ — Zu Joh. 3, 30: „In der Heiligung muß nicht sowohl *ich* wachsen, als vielmehr *ihn* in mir wachsen lassen, indem ich mich ihm ganz hingebē.“ — Zu Röm. 6, 11: „Halte dein altes Ich für etwas Totes, Modernes! — Du wirst doch einem modernden Leichnam keinen Ehrenplatz einräumen.“ — Zu Ps. 34, 9: „Es ist süß, zu schmecken und zu sehen. Doch heißt es nicht: ‚Wohl dem, der schmeckt und sieht‘, sondern: Wohl dem, der auf ihn traut!“

Es versteht sich von selbst, daß ihr als Kind des Heiligen Landes die Geschichten der Bibel anschauungsmäßig gegenwärtig waren, aber sie waren ihr auch unmittelbar lebendig. Daß sie so bibelfest war wie kaum jemand neben ihr, war das Geheimnis ihrer Glaubensgewißheit. Wenn sie auch den geschichtlichen Bedingungen und Zusammenhängen ihr Recht ließ, so war ihr die Bibel doch ganz wesentlich das Mittel zur Erfassung des Heils. Daß ihr positives Verhältnis zum biblischen Wort frei war von aller Gesetzlichkeit, geht aus einer Betrachtung über Psalm 32, 8 hervor:

„Es ist nicht nötig, daß man das Los ziehe. Es ist nicht gut, einen Spruch aus seinem Zusammenhang herauszureißen, um dadurch die Antwort auf irgendeine Frage zu erhalten. Nein, es ist der ganze Ton und Inhalt des heiligen Buches, der maßgebend auf unsere Entschlüsse wirken soll.“

Aber so unumstößlich ihr der „in der Bibel festgestellte Gotteswille“ war, so lehrte sie in großer Nüchternheit, auch auf den „Lauf der Umstände“ zu achten,

weil diese „in des Herrn Hand liegen“. Sie hat aber auch den Glauben nicht als etwas Vernunftwidriges angesehen, sondern gegenüber dem Mißbrauch der Vernunft die dieser von Gott gegebene Stellung betont:

„Die herrliche Gabe der Vernunft ist uns nicht geschenkt, damit wir sie mißachten. Wohl dürfen wir uns ihrem natürlichen Licht nicht anvertrauen; denn wie unser ganzes Wesen, so ist auch sie von Natur vergiftet und verkehrt und wählt immerdar den Irrweg (Psalm 95, 10). Aber da, wo Leib, Seele und Geist dem Herrn geweiht und ihm ergeben sind, da kann er dieses Werkzeug des Verstandes heiligen und zu wunderbarem Segen setzen.“

Wie nüchtern und klar ihre Schriftbetrachtung war, zeigt vor allem die Nachlese aus Bibelstunden, die sie unter dem Titel „In der Felsenkluft geborgen“ im Jahre 1911 herausgab, aus der wir schon einige Sätze brachten. Im Vorwort schreibt sie:

„Die im vorliegenden Büchlein mitgeteilten ‚Bibelstunden‘ haben keinen anderen Zusammenhang, als daß sie alle, wie ich hoffe und glaube, aus dem Worte Gottes geschöpft sind . . . Sie sind für einfache Leser bestimmt, wie sie auch in Einfachheit geschrieben wurden.“

In diesen Betrachtungen hebt sie die Grundfragen biblischer Heilserkenntnis hervor, die objektiven Heilstatsachen, wie sie uns in der Heiligen Schrift bezeugt sind. Dabei hat sie ein sicheres Gefühl für Heilswahrheiten, die nicht verlorengehen dürfen. Sie stärkt den Glauben an die Wahrheit des biblischen Wortes und seine ewige Gültigkeit im Wandel der Zeiten und bezeugt die Kraft des biblischen Wortes, die ja die sieghafte Kraft des lebendigen Christus und des Heiligen Geistes ist. Im Vorwort heißt es weiter:

„Den Felsenboden zeigt uns das Wort Gottes. Nicht auf irgendetwas in uns selbst, auf unsere Erfahrung und Gefühle, auf unsere Kraft und unseren Willen können wir bauen, sondern einzig und allein auf die fest verbürgten Tatsachen unseres Heils.“

Auf das 1914 herausgegebene Buch „Lichte Spuren“ braucht hier nur kurz hingewiesen zu werden, da es



auf diesen Seiten vielfach dankbar benutzt wurde. Mitten im ersten Weltkrieg erschien ihr Trostbuch „Durch Leiden zur Herrlichkeit“, in das so manche ihrer zahlreichen Lesefrüchte Aufnahme gefunden haben. Wie stark hebt sie hervor, daß wir es in allem Leid mit dem Herrn allein zu tun haben! Auch das Kriegsgeschehen sieht sie nach einem Zitat Martin Luthers als ein Mittel in Gottes Hand an, um dem Frieden zu dienen.

Im Jahre 1916 kam das Büchlein „Die heilige Woche“ heraus, eine harmonistische Zusammenstellung der Leidensgeschichte. Sie hat da zweifellos Vorbilder gehabt. Eine solche Zusammenfassung wird immer ihren großen Wert behalten, trotzdem die Lesung nach den einzelnen Evangelisten darüber nicht vergessen werden sollte. Nach dem Andachtsbuch „Sprich du zu mir!“ kam dann im Jahre 1922 ihr letztes Buch „Frohes Alter“ heraus. Was hier die Greisin in der Reife der Jahre geschrieben hat, zeigt eine ungeahnte Fülle von Einsichten in das wirkliche Seelenleben des Menschen, die jeder wissenschaftlichen Psychologie standhalten können. Sie rühmt das Alter als einen „Segen Gottes“, als ein Glück. Da ist nichts zu spüren von der melancholischen Einsicht des Predigers von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit des Geborenwerdens:

„Salomo allerdings spricht nicht von einem ‚frohen Alter‘, sondern nennt diese Zeit ‚die bösen Tage und die Jahre, davon man sagt: sie gefallen mir nicht.‘ Armer Salomo! Die Eitelkeit der Eitelkeiten hatte ihn betört und warf nun auf sein Alter ihren düsteren Schatten.“

Nein, ein Hoheslied auf das Lebendürfen, Wachsen und Reifen wird da angestimmt. Das Leben wird bejaht als eine Gabe Gottes. Wohl wird nicht übersehen, daß dieses irdische Leben sich in der sündigen Entstellung als Ich-Gebundenheit äußert, und zwar gerade im Alter in zunehmender Weise, aber um so stärker tönt auch das Wort von der Übergabe an den

Herrn und der Heiligung durch den Glauben. Die Lebensgier soll geheiligt werden durch das dienende Warten auf die Erlösung des Leibes. Eine große Gefahr sieht Dora Rappard in der Neigung, seine jeweilige Altersstufe nicht zu erkennen und anzunehmen; deshalb ruft sie auf zu einer freudigen Bejahung des Alters. Als ob sie von sich selber redete, klingt es, wenn sie sagt:

„Aber der Herbst des Lebens hat auch seine Lieder. Dem lauschenden Ohr tönen sie tausendfach entgegen in einzigartiger Harmonie. Die tiefen Mollakkorde, die durch die Seele ziehen wie das Echo eines leisen Miserere, lösen sich wunderbar auf in ein klares, volltönendes Jubilate und klingen aus in den sanften Himmelsstimmen: Amen! Halleluja!“

## Ewigkeit im Herzen

„... das Allerbeste steht uns noch bevor“

Dora Rappards Bitte, daß ihre „letzten Erdenjahre ihn am meisten preisen“ möchten, ist erfüllt worden; sie wußte, daß sie des großen Hohenpriesters mehr bedurfte als je zuvor, aber voller Dank bekannte sie:

„Durch seinen Heiligen Geist ist er selbst uns nahe . . . Mit einem solchen Herrn und mit solchen Verheißungen, die wie ein fester Stab den alternden Pilgrim stützen, läßt es sich getrost das letzte Stücklein Weges erklimmen.“

Zunächst durfte sie sich noch einer guten Gesundheit erfreuen; die heftigen Kopfschmerzen der früheren Jahre plagten sie nicht mehr. Der erste Weltkrieg ging zu Ende, und das Anstaltsleben nahm wieder seinen üblichen Gang. Doch als sie im Jahre 1919 an einer sehr ernstlichen Nierenbeckenentzündung erkrankte, mußte sie sich fügen, nunmehr ein ruhigeres Leben zu führen. Als „heimatfrohe Pilgerin“ nahm sie Abschied von der „geliebten Kasse“, die sie über 50 Jahre lang mit großer Treue verwaltet hatte.

Aber auch noch mancher Trennungsschmerz ließ sie immer erwartungsvoller ausschauen „auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi“. Im Jahre 1920 raffte eine Gehirngrippe ganz unerwartet ihren Schwiegersohn Hanke dahin. Ein Jahr später stand die betagte Mutter noch einmal am offenen Grab eines ihrer Kinder. Hildegard, die ihr Leben im Dienst des Herrn verzehrt hatte, ging ihr auch noch voran in die Ewigkeit. Wie lebendig wurde ihr da der starke Trost, den sie schon beim Heimgang ihres Gatten durch die Verbindung zweier Bibelworte empfunden hatte: „Bei Christo“ (Phil. 1, 23) und die letzte Verheißung Jesu an seine Jünger: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Matth. 28, 20)!

„Unsere selig Entschlafenen sind bei Christo. Christus aber ist bei uns. Das ergibt eine wunderbare Verbindung, nicht seelisch und sentimental, nicht spiritistisch und abgöttisch, sondern eine wahre, reale Gemeinschaft des Geistes in ihm, der uns erlöst hat, und bei dem wir uns einst im neuen Leibe der Verklärung wiederfinden werden in Ewigkeit.“

Aber das „letzte steile Stücklein Weges“ war auch reich erfüllt von Gottes besonderer Freundlichkeit. Die Hausgemeinde hatte schon im Sommer 1918 ein seltenes Fest gefeiert. Frau Inspektor Rappard durfte dankbar zurückschauen auf 50 Dienstjahre auf dem Berge. Als sie selbst in einigen Worten die Gnadenführung des Herrn in ihrem Leben pries, da lauschten alle gespannt auf die aus reicher Erfahrung kommenden Worte.

Dann feierte man am 17. April 1920 in Beuggen den 100jährigen Gedenktag des Einzugs der Großeltern Zeller und damit der Gründung der Anstalt. Zum letzten Male grüßte Dora Rappard das alte Schloß, an das sich so viele frohe Kindheitserinnerungen knüpften, und in dem ihr so überaus glückliches Eheleben begonnen hatte. Eine kleine, von ihr zusam-

mengestellte Auslese von Kernworten Christian Heinrich Zellers las sie dem großen Kreis der Nachkommen Zellers und den übrigen Gästen vor. Das Ahnenerbe der Väter der Erweckungszeit wurde lebendig: ihr Glaube an Jesus Christus, den menschengewordenen Gottessohn, an seine Versöhnungstat und an die Bibel als Gottes Offenbarung.

An ihrem Geburtstag im Jahre 1920 waren alle Kinder versammelt; an eine Freundin schreibt sie darüber:

„Alle wollten ihre Ferien bei Mutter zubringen, und so kamen sie alle zusammen. Welch schönes Sinnbild für die evangelische Allianz: Wenn alle sich dem Vaterherzen nähern, so nähern sie sich auch einander.“

Dann durfte sie zwei Jahre später den 80. Geburtstag feiern. Lobenden Herzens stimmte sie ein in die Worte F. A. Krummachers:

„Nun, so will ich wallen  
meinen Pfad dahin,  
bis die Glocken schallen  
und daheim ich bin.  
Dann mit neuem Klingen  
jauchz' ich froh dir zu:  
Nichts hab' ich zu bringen,  
— alles, Herr, bist du!“

Leise machte sich nun doch ein Abnehmen der körperlichen Kräfte bemerkbar, aber mit Geistesfrische nahm sie an allem teil, was das Familien- und Anstaltsleben betraf. Die Hand mußte die Feder niederlegen und die Stricknadeln ruhen lassen, aber der Geist blieb klar und lebendig. Da feierte man auf St. Chrischona einen besonderen Festtag. Michael Alaka Argawi aus Abessinien, der vor 50 Jahren auf St. Chrischona eingesegnet worden war, konnte im Jahre 1923 zur Jubiläumsfeier auf dem Berge sein. Im „Glaubensboten“ wird von dieser Feier berichtet:

„Das war ein unvergeßlicher Anblick. Im Mittelpunkt des festfeiernden Kreises saß unsere treue Chrischona-Mutter, Frau Inspektor Rappard, die trotz körperlicher

Schwachheit es sich nicht hatte nehmen lassen, im Kreis ihrer dankbaren Söhne zu weilen. Neben ihr Argawi — Welch eindrucksvolle Erscheinung! Da stand er, der 73jährige Sohn Aethiopiens, mitten im Kreis seiner Brüder . . .“

Der Ring hatte sich geschlossen; die große Liebe der Eltern leuchtete noch einmal hell auf in dem Herzen des altgewordenen Missionarskindes.

Dann aber hieß es: „Fort, fort, mein Herz, zum Himmel!“ Eine eigentliche Krankheit lag nicht vor; doch die Kräfte ließen rasch nach. Der 81. Geburtstag wurde noch still gefeiert; Blumen in wunderbarer Pracht schmückten das Zimmer. Das Warten wollte ihr lang werden. „Unaussprechlich, unaussprechlich“ sagte sie einmal, als sie wie schlafend dagelegen hatte. Jetzt bewahrheiteten sich ihre eigenen Worte:

„Jerusalem, Jerusalem!  
Ein Strahl von deiner Pracht  
fällt wie ein güldner Morgenstern  
in unsre Tränennacht.  
Das Kleinod ist des Ringens wert,  
halt aus, o Herz, halt aus!  
Ein schmaler Weg, ein dunkler Steg,  
und dann sind wir zu Haus!“

Ihre Töchter mußten ihr noch auf ihren Wunsch das von ihr aus dem Englischen übersetzte Lied singen: „O sel'ge Erlösung! O heiliges Blut!“

„Dich preis' ich im Leben, dir jauchz' ich im Tod,  
du starker Erlöser, mein Herr und mein Gott!“

Dann lag sie still da, nur der Atem ging zeitweise schwer. In der Frühe des Morgens des 10. Oktober 1923 war sie „heimgekehrt in Gottes Haus für alle Dauer der Zeiten“ (Psalm 23, 6).

In der Eben-Ezer-Halle versammelte sich zwei Tage später eine große Trauergemeinde um den weißen Sarg, in dem ihre sterbliche Hülle ruhte. In dem von ihr selbst verfaßten Lebenslauf heißt es:

„Es ist mir oft ein Bedürfnis gewesen, Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, von Herzen zu danken dafür, daß er mich hat geboren werden lassen, und zwar in eine Welt, die er geliebt, und in eine Menschheit, die er erlöst und zur Herrlichkeit berufen hat. Auch heute, im Rückblick auf meinen Erdenlauf, preise ich ihn, daß er mich gemacht und für die Ewigkeit bestimmt hat.“

Dann ging es zur letzten Fahrt — von St. Chrischona hinunter zum Friedhof in Riehen, wo ihr Leib in der Familiengruft beigesetzt wurde. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne verklärten das Grabmal; hell leuchteten die in Stein gemeißelten Worte hervor:  
„Sie haben überwunden durch des Lammes Blut.“

## Dienen und Warten

In einem epischen Gedicht hat Dora Rappard die Sage von jenen drei christlichen Jungfrauen erzählt, die, den Nachstellungen der Heiden entfliehend, bis in die Nähe von Basel gekommen waren und den drei die Stadt umgebenden Hügeln — St. Margarethen, St. Ottilien (Tüllingen) und St. Chrischona — durch Gründung von Kapellen ihre Namen gegeben haben. Da läßt sie St. Chrischona sprechen:

„Und jede von uns hat gefunden  
zur Bergung gar lieblichen Ort;  
da heilen die blutenden Wunden,  
da stärkt uns das göttliche Wort.  
Da wollen wir dienen und warten,  
auf Christum, den Heiland, vertraun,  
ihm sä'n einen geistlichen Garten,  
ein Kirchlein des Friedens ihm baun.“

Man könnte wohl kaum besser als mit diesen Worten auch das Leben und Wirken Dora Rappards kennzeichnen. Nach Herkunft und Geburt hat sie als Erbin all der reichen Segenskräfte pietistischer Bewegungen die Erfahrungen gemacht, die ihr Leben bestimmt

haben. Durch die ihr persönlich geschenkte Gnade der Erneuerung und Heiligung hat sie, der ein langes Leben beschieden war, miterlebend und mitgestaltend, nicht zuletzt durch ihre Lieder und Schriften, den Erbsegen hinübergeleitet in unsere Zeit. Weniger durch eine besondere Leistung auf einem einzelnen Gebiet, wohl aber durch die harmonisch ausgewogene Geschlossenheit ihrer Persönlichkeit ist sie als Gehilfin ihres Mannes, dienend und wartend, zu einer Mutter der Gemeinschaftsbewegung geworden.

Sie liebte das Land, in dem sie ihre Kindheits- und Jugendjahre verbringen durfte, und hat von daher die Sehnsucht nach dem „oberen Jerusalem“ im Herzen getragen. Sie liebte den Ort, den Gott ihr zum Dienst zugewiesen hatte, den sie in manchen ihrer Lieder besungen hat, St. Chrischona\*. Sie liebte aber auch das Werk, dem sie mit ihrem Gatten so lange Jahre in großer Treue gedient hat. Wenn sie auch um die Spannung zwischen Kirche und Gemeinschaftsbewegung wußte und sie schmerzlich empfand, so war sie doch völlig frei von aller Geringschätzung der Kirche und ihrer Ordnungen, die ihr selbst zum Segen geworden waren. Das schloß aber nicht aus, daß sie tief davon überzeugt war, daß ohne persönlich erfahrene Erweckung die Kirche aufhören zu existieren.

Ernst und stark, voller Trost und Freude hat sie versucht, im täglichen Leben den Willen Gottes auszurichten. Sie lebte im Wort Gottes und in der Dankbarkeit für seine Gnade, in der Gebetserhörung und im Ringen mit Gott um ihre nicht erhörten Gebete. Weil für sie die Welt des Glaubens eine wirkliche

---

\* Eine Mahnung der St. Chrischona-Mutter soll hier noch erwähnt werden:

„Sankt Chrischona‘ hieß der liebe Ort  
schon vor manchen hundert Jahren.  
,Gott geweiht‘, so bleibt er fort und fort.  
Laßt das liebe ‚Sankt‘ nicht fahren!“

Welt war, deshalb stand sie mit Freuden in den Pflichten der irdischen Welt, die ihr Leben so überaus reich gemacht haben, nicht mit Mißtrauen und in Ängstlichkeit, sondern mit Dankbarkeit gegen den Gott, der ihr in dieser Welt ein solch erfülltes Tagewerk bereitet hat.

In einer traditionsfeindlichen Zeit, in der uns die Gefahr droht, die Kräfte der Überlieferung und auch die Mitteilung des Heiligen Geistes zu verlieren, rufen uns die Zeugen des gegenwärtigen Gottes zum Vätererbe. Handelt es sich aber um eine Frau, dann sollten wir nicht vergessen, daß die Mütter das Schicksal ihrer Söhne sind.

In der Krise unserer Zeit gilt es zu erkennen, daß beide, Kirche und Gemeinschaftsfrömmigkeit, Teile des gleichen Erbes sind. Wir müssen es den Vätern und Müttern lassen, daß sie Ernst damit gemacht haben, daß die Frage nach Sünde und Gnade die Existenzfrage des Menschen ist. Deshalb ist auch unser Auftrag der gleiche wie zu ihrer Zeit: Menschen zu dem Glauben an den für uns gekreuzigten und auferstandenen Christus zu führen. Wie wir diesen Auftrag erfüllen, wird weniger eine theoretische und intellektuelle Aufgabe sein, sondern vielmehr ein betendes Ringen um das Zeugnis des Heiligen Geistes, „daß wir Gottes Kinder sind“ (Röm. 8, 16).

So stehen die Väter und Mütter fragend und mahnend auch vor uns. Die Vergegenwärtigung ihres Lebens im Glauben ruft uns nicht nur zur Dankbarkeit, sondern auch zur Verantwortung, indem wir mit unserem Glauben und Leben heute in unserer Gegenwart Antwort zu geben haben. Diese Dankbarkeit und diese Verantwortung gelten aber letzten Endes nicht ihnen, sondern dem lebendigen Herrn, der gestern und heute und derselbe in Ewigkeit ist.



Von Dora Rappard sind zur Zeit folgende Bücher  
lieferbar:

### **Sprich Du zu mir!**

Tägliche Andachten

8. Auflage · 376 Seiten · Ganzleinen (Dünndruckausgabe) DM 8,50  
Halbleinen DM 7,50

In der schlichten, biblischen Art dieser Zeugnisse liegt das Geheimnis der Tatsache, daß Tausende bereits durch dieses Andachtsbuch gesegnet worden sind.

### **Frohes Alter**

8. Auflage · 182 Seiten · Mit Bildern von  
Rudolf Schäfer · Ganzleinen DM 5,80

Dieses Buch, die Altersfrucht der gesegneten „Mutter“ von St. Chrischona, wird auch in seiner neuen, ansprechenden Gestalt vielen Menschen im Alter oder auch in der Leiden-  
schule einen guten Dienst tun.

### **Lichte Spuren**

Erinnerungen aus meinem Leben

9. Auflage · 207 Seiten · Ganzleinen DM 5,80

Diese schlichten Erinnerungen der Bischofstochter von Jerusalem gruppieren sich um die Gestalten, die das Leben der Verfasserin segnend beeinflußt haben.

### **Die heilige Woche**

Das Leiden, Sterben und Auferstehen unseres  
Herrn Jesu Christi in den Worten der vier Evangelisten  
5. Auflage · 70 Seiten · Kartoniert DM 2,25

### **Lichtstrahlen**

Gedanken über den Glauben, die Liebe  
und die Hoffnung des Christen  
Aus den Schriften von Dora Rappard zusammengestellt  
von E. Veiel-Rappard  
8. Auflage · 62 Seiten · Geschenkbändchen  
in zweifarbigen Druck DM 1,25

**BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL**

---

---

# Zeugen des gegenwärtigen Gottes

## Band

- 1 E. Senf: **Friedrich von Bodelschwingh**. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: **Pastor Wilhelm Busch**. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: **Johann Christoph Blumhardt**. Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes.
- 4 F. Seebaß: **Carl Hiity**. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: **Samuel Keller**. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: **Was ich mit Jesus erlebte**.
- 7/8 F. Seebaß: **Matthias Claudius**. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: **Mathilda Wrede**. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: **Heinrich Jung-Stilling**. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: **Paul Gerhardt**. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: **Johann Sebastian Bach**. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: **Eva von Tiele-Winckler**. Die Mutter der Vereinsamten.
- 16/17 A. Pagel: **Otto Funcke**. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: **Toyohiko Kagawa**. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: **Curt von Knobelsdorff**. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: **Henriette von Seckendorff**. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: **Jakob Gerhard Engels**. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: **Elias Schrenk**. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: **Markus Hauser**. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: **Ludwig Richter**. Künstler und Christ.

## Band

- 29/30 A. Pagel: **Ludwig Hofacker**. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach**. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: **Johann Friedrich Oberlin**. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: **Franziskus von Assisi**. Der Herold des großen Königs.
- 37 E. Bunke: **C. H. Spurgeon**. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: **Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums**.
- 39 O. Eberhard: **Johann Heinrich Pestalozzi**. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: **J. Hudson Taylor**. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: **Carl Heinrich Rappard**. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: **Hans Nielsen Hauge**. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: **Johann Albrecht Bengel**. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: **Friedrich Braun**. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: **Dwight L. Moody**. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: **Friedrich Christoph Oetinger**. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: **Karl Büchsel**. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: **Peter Weber**. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: **Minna Popken**. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: **Ernst Modersohn**. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: **Alfred Christlieb**. Beter und Schriftforscher.

(Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite)

---

---

---

---

## Zeugen des gegenwärtigen Gottes

### Band

- 61 W. Dicke: Anna von Borries. Die Helferin der Körperbehinderten.
- 62/63 A. Pagel: Der alte Rahlenbeck. Ohm Michel, Vater Wirths. Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomson: Traugott Hahn. Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 86/67 J. Roessle: Johannes Wesley. Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: Georg Müller. Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stucki: Alexander Vömel. Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: Thomas John Barnardo. Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: Johann Georg Hamann. Ein Prediger in der Wüste.
- 72/73 E. Fischer-Lindner: Joseph Simsa. Ein Baumeister am Tempel Gottes.
- 74/75 H. Bruns: Jakob Vetter. Der Gründer der Zeltmission.
- 76 J. Roessle: Johann Heinrich Volkening u. die Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg.
- 77/78 W. Landgrebe: Ludwig Nommensen. Kampf und Sieg eines Sumatra-Missionars.
- 79/80 A. Pagel: Ernst Gottlieb Woltersdorf, Friedrich Traub. Zwei Frühvollendete.

### Band

- 81/82 H. Bruns: Philipp Jakob Spener. Ein Reformator nach der Reformation.
- 83 H. Bruns: Pandita Ramabai. Eine indische Christusjüngerin.
- 84/85 C. H. Kurz: Nicolaus Ludwig Zinzendorf. Bruder unter Brüdern.
- 86 J. Weber: Johannes Seitz. Ein Kämpfer apostolischer Geisteskräfte.
- 87/88 W. Herbst: Amalie Sieveking. Dienerin Jesu an Armen und Kranken.
- 89/90 F. Seebaß: Johann Arndt. Der Kämpfer für das wahre Christentum.
- 91 F. Schmidt-König: Eduard Graf von Pückler. Ein Ritter Gottes.
- 92/93 E. Decker: Fritz Binde. Ein Evangelist von Gottes Gnaden.
- 94/95 A. Pagel: Gerhard Tersteegen. Ein Leben in der Gegenwart Gottes.
- 96/97 E. Bunke: Johann Hinrich Wichern. Der Vater der Inneren Mission.
- 98/99 Bruder Fritz (Fritz Oetzbach). Ein Wunder Gottes.
- 100 W. Landgrebe: Der Heißdampf-Schmidt (Wilhelm Schmidt). Erfinder und Christ.
- 101/102 H. Lokies: Johannes Goßner. Ein Bekenner und Diener Jesu Christi.
- 103/104 F. Rudersdorf: Dora Rappard. Die Mutter von St. Chrischona.

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden ist.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evangel. Kirchenbote für die Pfalz“

---

---